

II.

Vordriftliche Altertümer in Gaue Süderberge (Iburg).

Von

F. Jofes und W. Effmann.

Im Herbste des vorigen Jahres erfuhren wir zufällig, daß auf dem Gute Heringhaus zwischen Laer und Iburg beim Wiefenbau Urnen und Waffenstücke gefunden feien. Erfundigungen an Ort und Stelle ergaben, daß die Funde nicht in jüngfter Zeit, fondern bereits vor 30 Jahren gemacht waren. In die Öffentlichkeit war indes keine Nachricht davon gedrungen, ja felbst in der Umgegend war die Sache schon ziemlich wieder der Vergessenheit anheimgefallen. Zum Glücke aber hatte der Befitzer Heringhaus felbst nicht nur die Fundstücke forgfältig aufbewahrt, fondern auch die äußeren Umstände des Fundes feinem Gedächtniffe fo feft eingepägt, daß er uns überall genaue Auskunft geben konnte und fo unfern weiteren Arbeiten höchst förderlich wurde. Es hatte fich uns gleich die Überzeugung aufgedrängt, daß weitere systematische Unterfuchungen der Umgegend nicht erfolglos bleiben würden, und hierin haben wir uns nicht getäuscht. Kaum war das Gerücht verbreitet, daß auf den Teufelsfteinen bei Heringhaus Ausgrabungen veranftaltet würden, als wir auch schon von verfchiedenen Seiten über frühere Funde an anderen Stellen benachrichtigt wurden. Der Eintritt des Winters hat unfern Arbeiten ein Ziel

gesteckt, bevor sie zum Abschlusse gelangt waren. Wenn wir trotzdem hier schon die Ergebnisse der bisherigen Untersuchung veröffentlichen, so glauben wir dies damit rechtfertigen zu können, daß eine Fortsetzung derselben und damit eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes unsererseits nicht in bestimmte Aussicht gestellt werden kann, zugleich aber auch die bisherigen Ergebnisse interessant genug sein dürften, um sie in weiteren Kreisen zur Kenntnis zu bringen. Vielleicht veranlaßt dieser Aufsatz auch andere Alttertumsfreunde, diesem bislang ganz vernachlässigten Winkel der roten Erde ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, und spornt dessen Bewohner zu einer sorgfältigen Behandlung künftiger Funde an. Das ist unser Wunsch.

Geschichtliche Notizen über den Gau Süderberge.

Es dürfte angemessen erscheinen der Beschreibung der Funde dasjenige voranzuschicken, was sich über die Urgeschichte dieser Gegend sagen läßt. Es wird dabei aber abgesehen von der Hypothese Knoke's¹⁾, der den Schauplatz der Barusschlacht dorthin verlegt, weil dieselbe noch keineswegs für bewiesen, wenn auch im Ganzen für nicht weniger, wahrscheinlich erachtet werden kann, als irgend eine der anderen Hypothesen.

Aus dem Namen Glane, der von dem Bache auf die Dörfer Glane und Glandorf übertragen ist, läßt sich bereits auf eine frühere Zeit ein Schluß ziehen. Denn da der Name ein keltisches Wort ist und ebenso wie der häufig vorkommende deutsche Flußname Na nichts als Wasser, Bach bedeutet, so ergibt sich daraus, daß die Südhänge des sogenannten Teutoburger Waldes bereits in vorgermanischer Zeit besiedelt waren, da die Deutschen gewiß nicht selbst einen Fluß mit einem keltischen Namen belegt haben werden.²⁾

¹⁾ F. Knoke, Die Feldzüge des Germanicus in Deutschland, Berlin 1887.

²⁾ Müllenhoff, Deutsche Alttertumskunde Bd. II, S. 227.

Die erste direkte Erwähnung der Gegend geschieht in einer Urkunde Ludwig's des Deutschen vom Jahre 851, worin es heißt: in pago, quod dicitur Sutherbergi, in villa quae nuncupatur Lodre . . . et in eodem pago, in villa quae vocatur Arpingi.¹⁾ Dieses Loder ist das jetzige Laer bei Iburg, welches bis in's 17. Jahrhundert noch Loder oder Loer geschrieben wurde, vom Volke noch jetzt Laoer gesprochen wird, aber ganz unrichtig zu Laer verhochdeutsch ist. Arpingi ist die jetzige Bauerschaft Erpen bei Dissen. Außer diesen beiden werden keine anderen Orte als zum Gau Süderberge gehörend ausdrücklich in den Quellen angeführt, allein mit ihnen ist doch schon ein bedeutenderer Umfang gewonnen, als es auf den ersten Blick scheinen möchte; denn es gehören darnach zu diesem Gaue: Dissen mit seiner alten Filiale Hilter und seiner neuen Rothenfelde, Laer mit seinen alten Filialen Glandorf und Remsede und den bereits früher von ihm losgelösten Glane und Iburg. Da Hilter, Remsede und Glandorf erst in später Zeit von ihrer Mutterpfarre losgelöst sind²⁾, so braucht die ursprüngliche Zugehörigkeit zu Laer nur von Glane und Iburg nachgewiesen werden. Bei Glane ist das alte Verhältniß noch deutlich genug sichtbar. Einmal ist die Gemeinde viel zu klein, als daß sie ursprünglich selbständig gewesen sein könnte, denn die Bauerschaft Ostensfelde — sie liegt im Westen von Glane! — gehörte ursprünglich zu Lienen, und daraus erklärt es sich auch, daß sie während des Mittelalters ein Zankapfel für Tecklenburg und Osnabrück war und blieb. Nach Abzug von Ostensfelde bleibt aber von Glane nicht mehr als eine gute Bauerschaft

¹⁾ Wilmans, Die Kaiserurkunden der Provinz Westfalen I, S. 114.

²⁾ Glandorf war um 1200 noch Filiale von Laer, hatte aber schon um 1400 einen zweiten Geistlichen. Wann die Loslösung von Laer erfolgt ist, läßt sich aus den Urkunden des Pfarrarchivs nicht ersehen. Remsede ist erst vor etwa 20 Jahren selbständig geworden.

übrig, denn nach Süden hin gehörte die damals noch viel umfangreichere Hölle nachweislich noch im 14. Jahrhundert zur Mark Laer.¹⁾ Auch besteht zwischen Laer und Glane keine eigentliche Grenze. Es ist bezeichnend hierfür, daß Heringhaus früher zwar nach Glane zur Kirche, aber nicht nur fast mit seinem ganzen Grundbesitze sondern auch mit seinem Hofe politisch zur Gemeinde Laer gehörte.²⁾ Die Selbständigkeit und die Einverleibung von Ostenfelde verdankt Glane lediglich den kirchlichen Zuständen. Es besaß um 1100 eine Kirche, die zwar nur eine Privatkirche war, aber, mitten zwischen Laer und Lienen liegend, bei der großen Ausdehnung dieser beiden Gemeinden für die zu beiden Seiten wohnenden Bauern einen neuen Mittelpunkt zu bilden wie geschaffen war. Folgende Stelle in Norberts Vita Bennonis liefert hierfür den Beweis: Imo ecclesiolam suam S. Jacobi ruditer exstructam, quaeque suo suberat dominio, futuri abbatis directioni Gisela subicit.³⁾ Es bestand also damals noch in Glane ein Privatkirchlein, welches eine Weltliche besaß und verschenken konnte. Man sieht hieraus zugleich, wie spät in dieser Gegend eine Regelung der Pfarrverhältnisse stattfand und wie lustig daher alle Schlüsse aus den kirchlichen Verbänden auf die ursprünglichen Gemeindeverbände (wenigstens in dieser Gegend) sind.⁴⁾

1) Lehregister zu Zeiten des Bischofs Johann II. von Danabrück; Loddmann, Acta Osnabrugensia, S. 117: Gerhardus de Varendorpe dictus de Wisch, infeudatus est cum domo dicta tor Hole, sita in, proch. Lodere. S. 179: Gerh. Stenhues infeudatus est cum curia in Winkelzete, Westehus, dat Oldenbrock, de Hole in Lodere. Zum Teil gehört die Hölle auch jetzt noch zu Laer.

2) Sünftigst erst ist die Grenze rund um seinen Besitz verlegt.

3) Vita Bennonis Episc. Osnabr. Monumenta Germaniae, Vol. XIV, S. 67 ff. Cap. 16.

4) Die Construction von Ober- und Untergauen, wie sie Böttger, Diöcesan- und Gaugrenzen Norddeutschlands II, S. 55 vornimmt, erscheint mindestens sehr bedenklich.

Die Loslösung Glane's von Laer wurde nun noch dadurch begünstigt, daß die Kirche den Benedictinern in Iburg unterstellt wurde.

Die Erlangung der politischen Selbständigkeit neben der kirchlichen war nicht so besonders schwer. Die alten Marken waren außerordentlich umfangreich. Um 1096 z. B. besaßen Miemsloh, Neuenkirchen, Gesmold, Wellingholzhausen und ein Teil von Melle zusammen nur eine Mark.¹⁾ Es lag in der Natur der Sache, daß practisch schon sehr früh eine Teilung stattfand, wenn auch eine theoretische Einheit hier und dort länger festgehalten wurde. Holz, Mast, Weide — Torf und Heu gab es nicht überall — hatte allemal eigentlich nur für die nächstwohnenden Bauern Wert. Keiner suchte es dort, wo es für ihn am mühsamsten zu erlangen war — am entgegengesetzten Ende der Mark — trotz seines formellen Rechtes. So kam es, daß Glane (wie Glandorf) sich practisch bereits von Laer losgelöst hatte, indem es mit dem ihm zunächst liegenden Teil aus der Laer'schen Mark ausgeschieden war, als das Christentum kam, ebenso wie es auch bei dem (bis jüngst) unselbständig gebliebenen Remsede der Fall war. Daß dies keine bloße Vermutung ist, geht auch daraus hervor, daß noch im 15. Jahrhundert der Gemeindegund von Iburg zur Mark Laer gehörte, wovon es durch das ganze Kirchspiel Glane getrennt ist, was Stüve — der sich durch die späteren kirchlichen Verhältnisse zu sehr hat beirren lassen — unerklärlich vorkam²⁾, aber ganz einleuchtend ist, wenn das Gebiet von Glane, in dem das castrum Iburg lag, wie aus dem obigen hervorgeht, überhaupt vollständig zu Laer gehörte. Mark und Grenze decken sich begrifflich, und eine durch eine andere in zwei Teile geteilte Mark ist ein Unding.

¹⁾ Vergl. Stüve, Geschichte des Hochstiftes Osnabrück IIb, S. 631 ff.

²⁾ Ibidem S. 787. Vergl. auch Thyen, Benno II, S. 74.

Diese Gemeinden gehen also auf 2 Urverbände — Dissen mit Hilter und Laer mit Glandorf, Kemfede, Glane und Iburg — zurück. Sicher gehörten noch andere Gemeinden zum Gaue Süderberge, wahrscheinlich Lienen und Lengerich; der Sprache nach gehört diese Gegend wenigstens zu Osnabrück und nicht zum Münsterlande. In das Gebirge hinein erstreckte sich der Gau indes nicht, denn Desede wird ausdrücklich als zum Gaue Threcwithi gehörend angeführt; der Name Süderberge ist demnach durchaus der geographischen Lage entsprechend.

Hiermit ist das, was sich im Allgemeinen über die Vorgeschichte des Gaues Süderberge auf Grund schriftlicher Ueberslieferung sagen läßt, erschöpft. Ueber zwei specielle Orte läßt sich indes noch einiges vorbringen: es sind Iburg und Kemfede. Beide Orte hatten in ältester Zeit eine hervorragende Bedeutung, Iburg eine politische, Kemfede eine religiöse. Kemfede (Gramasithi = Rabensfeld) ist nach der Volkstradition der Ort, an dem sich die erste christliche Kirche der Gegend befand. Urkunden zur Geschichte des Ortes sind unseres Wissens nicht vorhanden; die Inschrift „Aedificatum anno DCCXXXIV“, welche sich auf einem Steine des Chorbogens befindet, ist offenbar eine plumpe, wenn auch nicht mehr ganz junge Fälschung. Möglich aber ist es immerhin, daß in dem Kirchlein noch Reste des ersten Baues stecken, sicher, daß die Sage von dem Alter des Ortes keine müßige Erfindung ist, sondern auf historischer Grundlage beruht. Bei der Kleinheit des Ortes¹⁾, die ihm bei den Nachbarn die spotthafte Bezeichnung als „Stadt“ eingetragen hat, ist es nicht denkbar, daß er ohne jede Veranlassung und ohne jeden Grund im Bewußtsein der Bevölkerung jener Gegend eine so hervorragende Bedeutung erlangt hat, zumal er kirchlich erst in jüngster Zeit von der Pfarre Laer losgelöst ist.

¹⁾ Die ganze Gemeinde zählt jetzt etwa 430 Seelen.

Eine Stütze findet die Sage übrigens in folgenden That-
sachen: Einmal ist die Kirche dem hl. Einsiedler Antonius
geweiht, ein Umstand, der nach Kampfschulte ¹⁾ allen betref-
fenden Kirchen ein hohes Alter zuweist. Dann aber auch
sind besonders die Remseder „Gefahren“ höchst charakteri-
stisch. Es sind dies — wie das schon der Name besagt —
alte Wallfahrten, die ein geistliches und zugleich weltliches
Gepräge trugen. Viermal im Jahre ²⁾ kam aus der Umgegend
das Volk, namentlich das junge, in Remsede zusammen. Nach
der Sage und Maurus Kost ³⁾, der sich auf ältere Aufzeich-
nungen beruft, pilgerte man von weither zum hl. Antonius
in Remsede um Abwendung der Pest und anderer Epide-
mien. Selbst von Köln her sollen ProzeSSIONen gekommen
sein und den Weg, den sie nahmen, nennt man in Glandorf
noch den „Kölnischen Weg“ (?). In Köln soll noch bis auf den
heutigen Tag eine Novene bestehen zum Andenken an die

1) Die westfälischen Kirchenpatrocinien. Paderborn 1867. S. 290.

2) „Riämsler gefaor kump veermol int jaor“ heißt es im Volksmunde.

3) In Remsede befindet sich ein Extractus ex Osnabrugo sacro et profano a Rmo. Dno. Mauro, abbate Iburg. composito, worin es heißt: Sacellum S. Antonii antiquissimum et immediate post Caroli Magni tempora aedificatum et longe parochialem ecclesiam in Laer superare ex traditione creditur. Evincit id, quod marchia Remsedensis ad ipsum comitatum Tecklenburgensem fere extenderit et in ea Iburgum et parochia Glandensis situata probentur. Ad hoc vero sacellum solemniter fuit olim pro devotione quarto per annum concursus pro avertenda peste et aliis epidemicis morbis intercessionem S. Antonii profligandis; ex remotis partibus, etiam Colonia ipsa, ut habent annotationes arcis Grotenburgensis (bei Remsede) confluerunt, tepescens sensim devotione, haeresique pias hominum affectationes sopiente, solemnes illae devotiones in quatuor nundinas dissimulantibus episcopis commutatae sunt etc. Der Kirche sollen schon in früherer Zeit viele Ablässe verliehen sein, „worüber noch sehr alte Dokumente in originali vorhanden sind.“ Diese und andere Notizen verdanken wir gültiger Mitteilung des Herrn Vikars Dorfsmüller in Remsede.

früheren Wallfahrten nach Kemfede. Was man auch immer davon halten mag, die „Gefahren“ leben bis auf den heutigen Tag fort, wenn auch die Reformation die religiöse Feierlichkeit sehr beeinträchtigt oder gar vernichtet und die Geistlichkeit die weltlichen Lustbarkeiten auch gewaltig eingedämmt hat. Letztere sind übrigens schwerlich eine Entartung der alten religiösen Feier, eher wird das Umgekehrte der Fall sein, oder es werden doch beide immer auf das Engste mit einander vereint gewesen sein. Die „Gefahren“ müssen auf uralte germanische Volksfeste zurückgehen, deren religiöser Charakter durch das Christenthum umgeformt wurde, deren weltlicher Charakter sich aber durch die Zeiten hindurch gerettet hat. Die Feste müssen von Anfang an im Herzen des Volkes gewurzelt haben, denn nichts Äußerliches, kein Heiligtum verlieh dem kleinen Orte jene Anziehungskraft für die Umgegend, keine Stiftung hob ihn und kein Mönch stand zur Ausbildung und Pflege der Feierlichkeiten den einfachen Bauersleuten zur Seite. Das Volksbewußtsein wird auch hier auf das Richtige hinweisen: Kemfede wird wirklich die älteste christliche Kirche besessen haben und zwar deshalb, weil es bereits in vorchristlicher Zeit ein Sammelpunkt des Volkes, eine heidnische Kultusstätte bildete, die nach dem Namen zu schließen dem Wodan heilig war. Es ist bekannt, daß die Kirche den heidnischen Sitten gegenüber sich duldsam verhielt, wenn diese nicht direkt gegen christliche Hauptlehren verstießen und sich in die heidnische Schale mit der Zeit ein christlicher Kern legen ließ. Die Glaubensboten pflegten mit Vorliebe an die bestehenden Verhältnisse anzuknüpfen und erbauten dem Christengotte dort seinen Tempel, wo früher der Heidengott verehrt war, wo Religion und Sitte bereits dem Volke einen heiligen Sammelpunkt geschaffen hatten. Damit wurde ein gewaltsamer Bruch mit der ganzen Vergangenheit vermieden und die harten Sachsengemüther geschont, indem man ihnen ihr Heiligstes nicht raubte, sondern im Laufe der

Zeit vertauschte. Und so blieb denn Remseede der religiöse Mittelpunkt des Gaues in christlicher Zeit, wie es auch als Gerichtsstätte¹⁾ in früherer Weise längere Zeit noch weiter bestand.

Ganz vergessen hat das Volk indes die alte Bedeutung von Iburg. Die politischen Verhältnisse greifen überhaupt weit weniger tief in das Volksleben und wirken minder nachhaltig als die religiösen. Iburg auf einem Hügel am Fuße des Dörenberges²⁾ an einem der schönsten Punkte des Teutoburger Waldes gelegen, läßt sich auf Grund schriftlicher Nachrichten bis in die Zeit der Sachsenkriege verfolgen. Als Bischof Benno nämlich um das Jahr 1070 ein Kloster zu bauen beschloß, da hielt er, wie sein Freund und Biograph Norbert erzählt, in seiner Diöcese Umschau nach dem bequemsten und gesundesten Platze, und vor allem gefiel ihm der Berg, auf dem die Trümmer der uralten Burg Iburg lagen, weil man dort sich sowol eines reichen Baumaterials als auch einer reinen Luft und einsamen Lage

1) Als solche wird es bereits im elften Jahrhundert urkundlich erwähnt. Lindner, Die Beme S. 167.

2) Es sei hier darauf aufmerksam gemacht, daß Knoke „Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland,“ Berlin 1887, S. 119 den Namen „Dörenberg“ unrichtig gedeutet hat. Wenn nämlich derselbe soviel wie Thor, Eingang, Paß bezeichnete, so würde das Volk Düerenbiärg oder Dörenbiärg sprechen und nicht Dörenbiärg. Der erste Teil ist vielmehr unser „Dorn“, der in der alten Sprache auch „Spitze“ bedeutet, Dörenberg ist also die Spitze des Gebirges, der höchste Berg, und daher ist die Bezeichnung Norberts (Kap. 16) mons maximus als eine wörtliche Uebersetzung von Dörenberg anzusehen. Auch anderswo heißt der höchste Hügel der Umgegend Dörenberg. Ebenso ist die Etymologie von Düte bei Knoke unrichtig. Wer auf Namen in dieser Frage überhaupt Gewicht legt, der sei auf den Namen des Gaues Threcwiti aufmerksam gemacht, welcher mit dem altfächsischen thraka Kampf, threki Kraft, Stärke zusammenhängen kann.

erfreute.¹⁾ Die Art dieser Burg läßt sich einigermaßen aus den Angaben Norbert's erkennen: „Es liegt klar zu Tage, daß der Berg in alten Zeiten auf das Stärkste befestigt und mit trefflichen Wohngebäuden ausgestattet war: Die Grundmauern, welche fast täglich bloß gelegt werden, beweisen das zur Genüge.“²⁾ Der Hügel war schon von der Natur zur Festung geschaffen, namentlich da er zwischen zwei Bächen lag, mit Hilfe deren die Umgegend unter Wasser gesetzt werden konnte. Den ursprünglichen Charakter einer Burg (oder eines Berges), die im Wasser beziehungsweise im Sumpfe gelegen ist, deutet auch der Name an, denn der erste Teil des Wortes bedeutet Wasser, Bach. (Vergl. J- sala (Pffel) J- bach und das Niederl. Y (gespr. Ei) u. s. w.

Die Zerstörung dieser Burg verlegt Norbert in die Zeit der Sachsenkriege und damit sicher nicht in eine zu frühe Zeit.³⁾ Denn beim Beginn des Klosterbaues mußten zuvörderst die auf den Trümmern empor gewachsenen Wälder niedergelegt und das Gestrüpp ausgerodet werden;⁴⁾ die

¹⁾ His itaque bonis ditatus et animatus Benno rem aggreditur, et de loco maxime commodo et salubri deliberat, tandemque lustrata dioecesi, ad montem in quo vetustissimum dirutum Iburgense castrum extabat, pervenit, qui locus illi ante omnia complacuit, quod et materia ad aedificandum esset abundans et quod puriori aere et solitudine gaudere possunt coenobitare. Cap. 17.

²⁾ Montem igitur istum antiquis temporibus munitissime fuisse constructum et egregiis sedibus adornatum, plurima indicia manifestum esse declarant. Subterranea enim aedificia, quae quotidie pene eruuntur, huius rei certum dare testimonium sufficiunt. Cap. 16.

³⁾ . . . inter ceteros, qui tunc longe lateque sunt diruti, etiam hunc nostrum montem constat in solitudinem fuisse redactum. Ibidem.

⁴⁾ Episcopus autem montis amoenitate veterumque murorum ex fundamentis firmitate perspecta, et quod adhuc nomen pristinum celebriter ab antiquitate servasset, succisis sylvis et ar-

Zeit hatte den Hügel den umliegenden wieder ganz ähnlich gemacht, sodaß ihn die Markgenossen längst wieder zur Mark gezogen hatten, ihre Schweine zur Mast hinein trieben und die Eichel in Säcken fortholten. Die Bauern hatten so wenig Gefühl mehr von dem Rechte des Bischofs — welches übrigens auch längst verfallen war — daß sie ihm mit Gewalt Widerstand leisteten und erst durch den Bann niedergehalten wurden.¹⁾

Alle diese Thatfachen setzen voraus, daß einige Jahrhunderte seit der Zerstörung verfloßen waren; in Jahrzehnten werden keine Ruinen zu Eichenwäldern.

In Anbetracht der außerordentlich günstigen Lage von Yburg wird die Nachricht der Yburger Annalen doppelt wahrscheinlich, daß Benno — der mindestens ebensoviele Fürst wie Bischof war — nicht bloß den Bau des Klosters im Auge hatte, sondern auch bei den drohenden Kriegen die Wiederherstellung der Festung.²⁾ Es heißt auch ausdrücklich bei Norbert, daß bei der Wahl des Ortes auch die star-

bustis erutis habitabilem fecit, parvamque capellam ligneam in honorem sancti Clementis exstruxit Cap. 11.

1) Cum enim aliquando fertilitas regionem istam cum caeteris rebus tum etiam glandium ubertate repletset, et iam mons iste ex antiquissimo situ similis fuisset circumstantibus densitate silvarum, circummanentes rustici, quos hic commarchiones apelant, porcos suos huc immittere, glandesque saccis asportare, et rem episcopi propriam communi usui mancipare coeperunt... Rusticos autem iustitiam suam iuramento defendere velle professos, communi huius regionis consuetudine devicit, dicens, se potius rem tanto tempore sine contradictione possessam, iuramento advocati sui retinere debere, quam illos praesumptione perjurii violenter possessiones abstrahere alienas. Cap. 19.

2) ad ann. 1077: Sub idem fere tempus venerabilis Osnaburgensis episcopus Benno II. castrum in Yburg propter imminencia bella aedificare disposuit, a praedecessore suo jam inchoata aliquanta parte murorum. Vergl. über das Weitere Thyen, Benno II., Osnabrück 1869. S. 138.

fen Grundmauern des alten Castrum's auf Benno Einfluß geübt hätten, was nicht verständlich wäre, wenn er nur die Erbauung eines Klosters innerhalb dieser Mauern beabsichtigt hätte, da für ein solches doch die alten die Burg im weiten Ring umziehenden Mauern wenig benutzbar waren.

Als eine alte Sachsenburg aus den Tagen Wittekind's darf Iburg demnach mit Fug betrachtet werden. Ob sie nicht in noch frühere Zeit zurückreicht? Da die alten Grundmauern erhalten blieben und jetzt noch Reste der alten Festungsmauer vorhanden sind, so dürfte eine eingehende Untersuchung hier vielleicht nicht ergebnislos bleiben.

Die ursprünglichen Ansiedlungsverhältnisse im Gau Süderberge.

Es ist eine von dem Amerikaner Carey zuerst aufgestellte und von unseren Nationalökonomien jetzt allgemein angenommene Ansicht, daß die Bergabhänge zuerst kultivirt worden, und von hier aus allmählich die Ansiedler in die Ebenen hinein vorgeedrungen sind. Für unsere Gegend erscheint diese Annahme schon von vornherein sehr wahrscheinlich; nicht nur ist der Boden am Abhange des Gebirges noch jetzt weit fruchtbarer als weiter in der Ebene, sondern er war damals auch der allein kulturfähige. Im 15. Kap. rühmt Norbert die Verdienste Benno's um die Anlage von Wegen durch die Sümpfe, deren es viele in dieser Gegend giebt, und wer heutigen Tags dieselbe durchwandert und ihren Sumpfreichtum kennen lernt, der kann sich wohl einen Begriff davon machen, wie es zu jenen Zeiten hier aussah, als die gewaltigen Wälder noch nicht ausgerodet waren.¹⁾ Daß

¹⁾ Viele alte Namen weisen auch darauf hin. „Hillige Meer“, „Hildebrandes Meer“, „Bredewater“ u. s. w. sind Namen für Fluren, die jetzt das ganze Jahr trocken sind. Vergl. auch die vielen mit brok, diek, au, strot u. s. w. zusammengesetzten Namen.

Übrigens dürfte das 15. Kap. der Vita Bennonis bei der Be-

zur Zeit der Christianisierung im Wesentlichen noch dieselben Zustände herrschten, sieht man aus der Lage der Kirchen, die sowol in Lienen wie in Laer kaum eine halbe Stunde von der nördlichen, aber 2 bis 3 Stunden von der südlichen und der südwestlichen Kirchspielsgränze liegen.¹⁾ Ursprünglich werden sie doch wol ziemlich inmitten der Bevölkerung angelegt sein. Das wird auch bewiesen durch die Urkunde Otto's I. vom Jahre 965, worin er dem Bischof Drogo den Forst- und Wildbann verleiht, der nach den Grenzangaben unter andern die westlichen und südlichen Teile der Gemeinde Laer (Glandorf) und Lienen in sich schloß, also erst später urbar gemacht worden sein kann.²⁾ Eine weitere Bestätigung dieser Ansicht ergibt sich aus der Lage der Hünengräber. Man sagt in der Gegend — und es scheint so zu sein — sie zögen sich von Remsede bis zum Lengericher Bahnhof;³⁾ verbindet man die einzelnen Fundstätten durch eine Linie, so liegt dieselbe nirgends weiter als eine Stunde vom Fuße des Berges; weiter in die Ebene hinab finden sich Urnengräber erst wieder auf dem Weißen Felde bei Warendorf, also mit einer Unterbrechung von etwa 4 bis 5 Stunden; das dürfte so ungefähr die Breite des alten Grenzwaldes sein, der die zwei Stämme trennte.

urteilung der jüngst vielfach behandelten Bohlwege in der Gegend von Barenau etwas Rücksicht verdienen; gerade diese Gegend (Witte Feld) wird von Norbert ausdrücklich genannt.

¹⁾ In Lienen ist dieser Zustand noch jetzt erhalten, in Laer ist er durch die Abzweigung Glandorf's verwischt; dieses selbst aber liegt auch wieder ganz im Osten der Gemeinde.

²⁾ Die Ausdehnung des Forstbannes ist auch Dr. Meyer in seinem verdienstlichen Aufsätze (Mittheilungen des histor. Vereins in Döna-brück II, S. 88 ff) nicht ganz zu bestimmen gelungen, zum Teil weil er Sinithi unrichtig in der Bauerschaft Sentrup (Glane) sucht. Der alte Name für Sentrup ist aber Semelinktorpe. Vergl. Loddmann a. a. D. S. 83 u. 191.

³⁾ Vergl. unten.

Daß sich hier nämlich eine uralte Stammesgrenze hinzieht, zeigt der Unterschied in Sprache, Sitten u. s. w. der Bewohner bis auf den heutigen Tag noch deutlich genug. Die Bewohner des Gaues Süderberge — dem Norbert gefielen sie gar nicht, ihnen aber auch die Mönche nicht¹⁾ — gehörten und gehören dem Stamme der Engern an.²⁾

Die Götterstätte in der Hölleheide.

Ungefähr in der Mitte zwischen Laer, Remsebe und Glane, einige tausend Schritte westwärts der Laer-Fburger Landstraße, liegt der Hof Heringhaus. (Tafel II.) Der jetzige Name ist durch Volksetymologie aus Höringhaus entstellt; im 14. Jahrhundert lautet er noch Hoyrinkhus,³⁾ was soviel heißt wie Sumpfhäus (hör = Rot, Sumpf) ein Name, der sich durch die natürliche Beschaffenheit des Terrains mehr als genügend erklärt. Vielleicht bildete der Hof ehemals den Sitz der alten Edelherren von Glane und einem Teil ihrer Güter; denn daß er kein gewöhnlicher Bauernhof war, dafür sprechen die Bohlwerke, die auf dem Hofe, und die massiven Grundmauern eines festen mit breitem Graben umgebenen Gebäudes, die in seiner unmittelbaren Nähe gefunden sind.

Der Hof Heringhaus stößt unmittelbar an den südwestlichen Teil der alten Laerer Mark, genauer an die Hölle,

1) Porro in solutione reddituum quos annua deposcit exactio manifestum est, illum Bennonem fuisse acerrimum, ita ut plerumque verberibus affectos debitum suum rusticos persolvere compulisset, quod ei profecto facile indulserit, et pro summa necessitate fecisse concesserit, quicumque hujus terrae homines novit eorumque durissimam infidelitatis et versitiae cogitur tolerare nequitiam. Cap. X.

2) Diese Ansicht Wormstall's (Vergl. Progr. des Gymnasiums zu Münster 1888 S. 21 f.) läßt sich auch mit sprachlichen Gründen stützen.

3) Rudolphus Stracke infeudatus est cum decima in Hoyrinkhuysen in proch. Glane. Lodtmann, a. a. O. S. 204.

bezw. die Hölleheide,¹⁾ in die man unmittelbar beim Verlassen des Hofes eintritt. Nach Osten hin begrenzen zu Wiesen umgeschaffene Sümpfe das hügelige Terrain bis auf einige tausend Schritte, dann wird die Hügelkette von dem durch die Wiesen fließenden Bache durchbrochen, und der hier so entstandene Sumpf bildet die Verbindung mit den im Westen gelegenen ehemaligen großen Fischeichen der Iburger Mönche, die jetzt ebenfalls zu Wiesen umgeschaffen sind. Jenseits dieses Durchbruches setzten sich die Sandhügel in etwas anderer Richtung fort bis nach etwa 100 Schritten ein Einschnitt an der schmalsten Stelle erfolgt, in welchem jetzt ein Heringhaus gehörender Kotten steht. Westlich dieses Kottens in seiner unmittelbaren Nähe bleibt der Hügel eine kleine Strecke sehr schmal, was aber vielleicht erst der im Süden stattgehabten Kultivirung und der Anlage eines Weges im Nordwesten zuzuschreiben ist. Die Einfriedigungen, welche anlässlich der Markenteilung angelegt worden sind, haben dann weiter dazu beigetragen, den ursprünglichen Zustand zu verwischen. Dieser Hügel, der jetzt einem hohen künstlichen Wall ähnlich sieht, erhebt sich etwa um 3 Meter über das Terrain; er erstreckt sich ziemlich genau in der Richtung von Ost nach West. Die größte Länge des Plateaus beträgt rund 19 Meter, seine größte Breite rund 9 Meter. Auf demselben lagen ehemals die sogenannten „Düvelsstone“, die Wächter bereits erwähnt hat,²⁾ freilich nur nach Hörensagen, weshalb denn auch seine Angaben ganz unrichtig sind.

Die Steine waren, wie aus der Zeichnung (Taf. II. und III.) zu ersehen ist, in zwei Gruppen gesondert. Die östliche derselben wurde gebildet aus 8 Steinen, welche der-

1) Der einfache Name Hölle ist jetzt auf den erhaltenen Teil des Hochholzes eingeschränkt, während der entwaldete Teil die Hölleheide heißt.

2) Statistik der im Königreiche Hannover vorhandenen heidnischen Denkmäler. Hannover 1841. S. 112.

art gelagert waren, daß 7 kleinere Steine in einem nach Osten geöffneten Halbkreis einen großen mittleren umgaben. Die ersteren waren rundlich gestaltet und hatten einen Durchmesser von etwa 1 Meter bei einer Dicke von $\frac{3}{4}$ Meter. Der mittlere Stein näherte sich dagegen mehr der rechteckigen Form: er war gegen $2\frac{1}{4}$ Meter lang, nicht ganz so breit und $1\frac{1}{2}$ Meter dick; seine Oberfläche war etwas abgeplattet. Darüber, ob in derselben vielleicht Blutrinnen vorhanden gewesen, vermochte Heringhaus keine Auskunft zu geben. Die Gesamtbreite dieses Steininges betrug 7 Meter, es verblieb also, da das Plateau eine Breite von rund 9 Meter hat, bis zum Rande des Plateaus noch ein freier Raum von 1 Meter. Überragt wurde diese Gruppe durch eine andere, westlich von ihr auf dem höchsten Teile des Plateaus belegene Anlage. Die Darstellung derselben auf Tafel III. enthebt uns einer eingehenderen Beschreibung. Nur einige Zahlenangaben möchten erforderlich sein, Die Säulen hatten etwa eine Höhe von 1 bis $1\frac{1}{4}$ Meter und eine Stärke von etwa $\frac{3}{4}$ Meter. Sie hatten eine unregelmäßig viereckige Form. Jede Säule ruhte auf einem Unterlagsstein, welcher einen Durchmesser von 1 bis $1\frac{1}{4}$ Meter hatte und etwa 1 Meter dick war. Drei der Säulen standen senkrecht, die vierte war etwas geneigt; sie waren derart aufgestellt, daß zwischen ihnen ein freier Raum von etwa 0,80 bis 0,90 Meter verblieb. Man konnte diese Säulen von dem etwa 4 Kilometer entfernt liegenden Klosterhose in Zburg aus sehen sehen. Ende der fünfziger Jahre, als der jetzige Besitzer Heringhaus ein neues Wohnhaus errichtete, erschienen ihm diese Steine bei der lumpigen Beschaffenheit des Bodens besonders geeignet zur Herstellung eines trockenen Kellers und er beschloß daher sie zu diesem Zwecke zu verwenden. Die damalige Hannoverische Regierung suchte es zu verhindern; Heringhaus war auch geneigt, sie abzutreten, forderte aber 100 Thaler als Entschädigung dafür, daß er dann ge-

eignete Steine weiter holen müsse. Nun verzichtete die Regierung auf die Erhaltung und das alte Denkmal der Vorzeit fiel dem Pulver zum Opfer. Mit vier Pferden hat Heringhaus dreizehnmal fahren müssen, um die Sprengstücke wegzubefördern.

Nach der Volksfage, um diese zunächst anzuführen, sind die Teufelsteine die Reste einer ehemaligen Heidenkirche, die der Teufel dort erbaut haben soll. Von dieser Kirche wären ehemals auch noch Mauerreste vorhanden gewesen, aber weder hat Heringhaus selbst je etwas davon gesehen, noch auch über sie von Leuten gehört, die sie noch gesehen hatten. „Es ist immer so gesagt“ war seine Angabe.¹⁾ Gefunden sind dort in den letzten 50 Jahren nur einige Steingeräthe, (wahrscheinlich fog. Donnerkeile) die der Kolon Schove besitzt, jedoch nicht wiederzufinden vermochte. Außerdem zwei Glasflüsse. Urnen wären an dieser Stelle niemals zu Tage gekommen, freilich hatte man auch nie darnach gegraben. Der Hügel war überall noch mit einer fußdicken Humusschicht bedeckt, die von den Eichen herrührte, welche ihn ehemals bedeckten, deren Stämme noch jetzt im Boden sitzen und Schößlinge treiben.

Die Steine der beschriebenen Anlage waren sämmtlich sogenannte Granitfindlinge. Von denselben liegt nur noch einer, allerdings nicht mehr vollständig erhalten, an seiner Stelle. Er ist in der Zeichnung durch dunklere Schraffur hervorgehoben. Aber die Lage der anderen ist durch die Terraineinsenkung, welche durch die Entfernung der im Boden etwas versenkt gewesenen Steine entstanden ist, noch sehr gut erkennbar, sodaß der Grundriß der Zeichnung auf Zuverlässigkeit Anspruch erheben darf.²⁾ Unsere Nachgra-

¹⁾ Daß dieses Gerede indes nicht ganz ohne Anhalt war, wird sich gleich ergeben.

²⁾ Im Uebrigen beruht die Zeichnung auf den Angaben von Heringhaus; nach ihrer Vollendung ist sie nach seinem und anderer Augenzeugen

bungen hatten nun folgendes Resultat. Auf dem eigentlichen Hügel fand sich nicht das Geringste trotz seiner Unversehrtheit; es muß daher die Meinung unwahrscheinlich erscheinen, daß diese Steine Grabdenkmäler waren. Dahingegen fand sich an dem Südbhange des Hügels — und nur dort — eine Reihe von Urnengravern ohne jede Beigabe und ohne jeden Knochenrest. Ja selbst die Urnen waren so schlecht gebacken gewesen, daß sie sich fast ganz aufgelöst hatten, und nur unbedeutende Scherben zum Vorschein kamen. Da die Urnen sämtlich mit glatten Kalksteinen, wie man sie dort an den Bergabhängen findet, bedeckt waren, und unter dieser Decke eine Lage Asche sich befand, so war es nicht schwer, die größte Vorsicht anzuwenden; allein diese hatte nur den Erfolg, daß aus dem Umfange der hellroten Färbung, welche der weiße Sand an den mit Urnen besetzten Stellen angenommen hatte, der Schluß gezogen werden konnte, daß die Urnen von mittlerer Größe gewesen waren. Die aufgefundenen Scherben, soweit sie mit Verzierungen versehen waren, sind auf Tafel IV. unter Fig. 3a bis d abgebildet, sie zeigen dieselben Formen, wie sie sich durch ganz Hannover, auch stellenweise im Rheinlande finden. An einer Stelle trafen wir auf eine 4cm dicke Holzkohlen-schicht.

Besonders merkwürdig ist der 1,40 Meter lange Überrest einer aus Laer'schen Steinen errichteten 0,45m dicken und 0,70m hohen Mauer an der Nordwestseite des Hügels. Die Steine waren ohne Kalkmörtel nur durch Sand und Lehm mit einander verbunden. Die Mauer muß einem starken Feuer ausgesetzt gewesen sein, wenigstens haben wir für die besonderen Erscheinungen, welche sie aufweist, eine andere Erklärung nicht finden können. Zur Herstellung der Mauer

Urteil berichtet worden, sodaß sie im Ganzen ein getreues Bild bieten dürfte.

sind Bruchsteine verwendet, welche mehr oder minder kalkhaltig sind. Letztere sind unter der Einwirkung des Feuers teilweise geschwärzt, erstere dagegen vollständig zu Kalk gebrannt. Ebenso ist es auch dem Feuer zuzuschreiben, daß der Lehm zu einer ziegelartigen Masse gebrannt war. Dieses Auftreten von Bruchsteinen, Kalk, Ziegelbrocken und Sand hatte zuerst zu der Mutmaßung führen müssen, daß die Mauer ursprünglich in diesen Materialien errichtet worden sei; eine eingehendere Erwägung mußte aber hiervon absehen lassen, zumal dieselben Erscheinungen — wie wir noch weiter sehen werden — auch an einer anderen Stelle ihre Wiederholung fanden.¹⁾ Ob diese Mauer ursprünglich länger gewesen ist und frühere Generationen bereits auf Teile derselben gestoßen sind, wodurch denn das Gerüde von den Resten der alten Heidenkirche entstanden sein könnte, muß dahin gestellt bleiben. Fragen wir nach dem Zwecke der Mauer, so dürfte es schwer sein, in dieser Hinsicht eine bestimmte Antwort zu geben. Es scheint zunächst nicht wahrscheinlich, daß sie ursprünglich um das ganze Denkmal herum sich erstreckt hat, zumal sich dann auch auf der andern Seite noch Spuren hätten zeigen müssen. Auch die Annahme, daß diese Mauer als Rest eines ehemaligen Aufganges zum Hügel zu betrachten sei, läßt sich nicht

¹⁾ Die chemische Untersuchung der Steine hat kein weiteres Resultat ergeben. Es ist uns indes durch Maurer dieser Gegend, welche stets mit den hier vorgefundenen Materialen umgehen, versichert worden, und wir haben uns auch durch Vornahme besonderer Proben davon überzeugt, daß die Einwirkung des Feuers immer die hier auftretenden Erscheinungen zur Folge hat. Aus den Fundamenten der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Kirche zu Laer sind dieselben Steine herausgekommen, als wären sie Tages zuvor hineingelegt; die schönsten Exemplare derselben sind sogar wieder als Ziersteine veräußert. Es sind die in Westfalen bekannten, zu Grottenanlagen gesuchten „Piepsteine“, so genannt wegen ihrer röhrenförmigen Bildung.

weiter vertreten. Zwar möchte für dieselbe der Umstand sprechen, daß an diese Mauer sich oben eine Art Pflaster aus runden Kieselsteinen (kleinere Granitfindlinge von 18 bis 30cm Durchmesser) angeschlossen, welches unter dem Humus ziemlich weit auf den Hügel hinauf verfolgbar war und vielleicht ursprünglich den ganzen Hügel bedeckt hat. Es mangelt dann aber jegliche Erklärung für die starken Brandspuren, welche die Mauer aufweist: diese lassen kaum eine andere Deutung zu, als daß hier ehemals eine Brandstätte gewesen, welche mit dem Zwecke der ganzen Anlage in Verbindung stand. Alle Merkmale aber sprechen dafür, daß wir in dieser nicht bloß eine Grabstätte, sondern eine Kultusstätte zu erblicken haben.¹⁾

Der Gedanke, daß die säulenartigen Steine bloße Unterfüße einer Deckplatte gewesen seien, liegt an sich nahe. Ähnliche Denkmäler, die dann noch an den Seiten ausgelegt sind und als Ruhestätte einer unverbraunten Leiche dienten, sind ja mehrfach vorhanden. Allein einmal war eine solche Platte keineswegs leicht abzuheben und wenn man sich die große Mühe schon gegeben hätte, was hätte man mit ihr anfangen sollen in einer unwegsamen Gegend, deren Bewohner bis in unser Jahrhundert hinein ihre Häuser nur aus Holz und Lehm bauten, die außerdem an Steinen der verschiedensten Art Überfluß hatten? Bei anderen Denkmälern findet es sich wol, daß die Platte zerbrochen ist, aber sie liegt noch an Ort und Stelle und blieb bei unfahrbaren Wegen liegen, wenn man sie nicht gerade an die Chausseeverwaltungen verkaufen konnte und so ihre Sprengung sich überhaupt lohnte. Diesen Weg ist indes der Deckstein nicht

¹⁾ Es ist bekannt, daß man auch die Grabmäler besuchte und auf diesen Opfer darbrachte. Vergl. den *Indiculus superstitionum et paganarum* (vom Jahre 743): *De sacrilegio ad sepulchra mortuorum. De sacrilegio super defunctos, id est dadsisas.*

gewandert, und ist es somit von vornherein zweifelhaft, ob er überhaupt je vorhanden gewesen ist. Es ist sogar sehr unwahrscheinlich, denn ein Herunterschaffen der mächtigen, schweren Steinplatte von den Pfeilern wäre nicht möglich gewesen, ohne den Umsturz dieser nur lose auf den Unterlagsteinen ruhenden Pfeiler herbeizuführen. Letztere aber haben bis zu ihrer Vernichtung auf ihren Unterlagen aufrecht gestanden. Es sprechen somit alle Anzeichen dagegen, daß diese Steine eine Platte getragen haben und muß deshalb die Annahme gestattet sein, daß das Denkmal, so wie es in der Zeichnung vorliegt, seine ursprüngliche Gestalt bewahrt hat. Wir dürfen es daher in der Gestalt zu erklären versuchen, in welcher es bekannt ist.

Der Schlüpfrigkeit des Bodens, auf dem wir uns bei mythologischen Untersuchungen leider befinden, sind wir uns wol bewußt und erheben gar keinen Anspruch darauf, überall das Richtige getroffen zu haben. Nicht unangebracht scheint es aber zu sein, gegen das bei manchen Lokalhistorikern noch vorhandene Vorurteil, in jedem Steindenkmale nichts als ein Grabdenkmal zu sehen, aufzutreten. In dem an solchen Denkmälern — und zwar der schönsten Art — nicht armen Osnabrückerlande ist kaum noch eines, dem man eine mythologische Bedeutung gelassen hat. Wenn der Stein keine Blutrinne hat und in seiner Nähe Urnen gefunden werden, dann ist sein Geschick meisthin entschieden — er ist ein Leichenstein — oder wie der Bauer sagt ein „Honenbedde“. ¹⁾ Wo

¹⁾ Ist der Ausdruck Honenbed ursprünglich wirklich volkstümlich, dann ist es sehr zweifelhaft, ob die Übersetzung Hünenbett richtig ist; es kann auch Hünenaltar bedeuten, und diese Bedeutung ist an sich sogar wahrscheinlicher. Welchen Begriff das Volk jetzt mit dem Worte verbindet, bleibt gleichgültig. = „Für Altar (gr. βωμός) war sonst der heidnische Ausdruck gotisch *binds*, althochdeutsch *piot*, ags. *beod*, eigentlich *Tisch*, und wiederum geht gotisch *badi*, althochdeutsch *petti*, ags. *bed*, *bedd* (*lectus*) über in den Sinn von *ara*, *areola*, *fanum*,

mögen denn doch wol die aus demselben Material gefertigten arae barbarae des Tacitus und die von den altdeutschen Theologen so hart bekämpften heiligen Steine geblieben sein? Anstößig waren die Grabsteine den christlichen Missionaren doch auch, und zwar nicht ohne Grund; aber der Vernichtung leistete der eine so hartnäckigen Widerstand wie der andere.

Für die Ansicht, daß in den Teufelssteinen eine alte Kultusstätte zu sehen sei, soll nicht der Name selbst angeführt werden. Das Volk ist ja geneigt Alles, wovon es erkennen muß, daß es nicht zufällig entstanden sein kann, sondern mit Mühe und Arbeit zu Wege gebracht ist, dessen Zweck es aber nicht einseht, einer geistigen Macht zuzuschreiben; es ist ihm ein Werk des Teufels. Daher ist es nicht notwendig, in dem Volksglauben, daß hier eine heidnische Kirche gestanden habe, den Nachklang einer wirklichen Thatsache zu erkennen. Wert kann er allenfalls nur in Verbindung mit anderen Umständen erhalten.

Auch auf den Namen der Gegend — Hölle — mag zunächst kein Gewicht gelegt werden. Den religiösen Anklang verdankt er lediglich der falschen Verhochdeutschung. Das Volk spricht „Hüelle“ ganz entsprechend der mittelalterlichen Form „Hole“, was richtig verhochdeutsch „Hülle“ lauten würde. Das hochdeutsche „Hölle“ lautet im Dialekte jener Gegend „Helle“.

Von größerer Bedeutung ist indes der an die „Hölle“ gränzende „Donnerbrink“. Die Gränzen desselben festzustellen ist nach jetzigem Sprachgebrauche nicht mehr ganz leicht; wer einmal mittelalterliche Flurnamen mit den jetzigen

vgl. ags. vihed, veohbed, veobed, später entsteht in veofed (ara, altare) althochdeutsch kotapetti (lectus, pulvinar templi) . . . = ad altare s. Kiliani, quod vulgo lectus dicitur.“ Lang reg. I. 239. 255. Grimm a. a. D. S. 55.

verglichen hat, der weiß, wie sich dieselben bald auf weitere Strecken ausgedehnt, bald auf einen Teil ihres ursprünglichen Gebietes eingeschränkt haben. Soviel ist aber sicher, daß Donnerbrink immerhin eine Gegend im Südwesten unserer Denkmäler und zwar innerhalb derselben Mark bezeichnet hat. „Mit völliger Sicherheit“, sagt nun Jakob Grimm, „dürfen wir solche Bergnamen auf die Verehrung des heimischen Gottes (Donar) beziehen.“¹⁾ Parallel dem Hügelizeuge, auf dem unser Denkmal stand, läuft ein zweiter, der den Namen „Ossenbrink“ führt. Es dürfte nicht zu gewagt sein, diesen Namen nicht auf Ohsen, sondern auf Osen (Asen) zurückzuführen, worauf ja auch der Name der Stadt Osna-brück zurückgeht, den ebenfalls bereits im Mittelalter die Schreiber, welche von den Osen nichts mehr wußten, mit Ohsen in Verbindung brachten und demnach oft zu Ossenbrücke umgestalteten.

Nun war Donar (Thor) der Fürst der Asen (ásabrágr)²⁾ und wenn es in Norwegen ohne weitere Bezeichnung As heißt, so ist Thor gemeint.³⁾ Zu dem nahe gelegenen Donnerbrink würde diese Deutung also vorzüglich stimmen. Es soll hier nicht verschwiegen werden, was Grimm sagt: „ós ist sächsische Form für ans, das einen Gott, aber auch einen Berg bedeutete. . . Daß osning in mehreren Gegenden vorkommt, zeugt für einen allgemeineren Begriff; es ist wie ás, ans, fairguni der heilige Berg und Wald.“⁴⁾ Damit würden wir indes in dem Namen Ossenbrink ein Zeugnis für die ursprüngliche Heiligkeit dieser Gegend nicht verlieren.

Auch in dem Denkmale selbst dürfte sich ein Hinweis auf Donar finden lassen. Die Aussagen aller Augenzeugen

1) Deutsche Mythologie. 4. Auflage. I. S. 141.

2) Die Form ós ist altsächsisch, ás altnordisch.

3) Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie. 3. Aufl. S. 221 f.

4) Grimm a. a. D. I. S. 97. Anmerk. 2.

stimmen darin überein, daß die vier Steine, die auf vier anderen ruhten, eine säulenartige Gestalt hatten. Säulen, die er mit römischer Interpretation dem Herkules zuweist, kennt schon Tacitus.¹⁾ Von Irmensäulen berichten verschiedene mittelalterliche Schriftsteller.²⁾ Wichtig ist hier vor allem, was Widukind von Korvei über das Denkmal sagt, welches die Sachsen nach ihrem Siege an der Unstrut (c. 530) dem Irmin errichteten: „mane autem facto ad orientalem portam ponunt aquilam, aramque victoriae construentes secundum errorem paternum, sacra sua propria veneratione venerati sunt, nomine Martem, effigie columnarum immitantes Herculem loco Solem quem Graeci appellant Apollinem . . . quia Hirmin vel Hermes graece Mars dicitur.“

Daß „effigie columnarum“ auf mehrere Säulen deute, darauf weist Grimm hin.³⁾ Der Gebrauch des Plurals bei Tacitus stellt es außer allen Zweifel, daß mindestens nicht stets nur eine Säule dem Gotte errichtet war. Bestimmtes wissen wir von ihrer Anzahl nicht.

Wichtiger aber als diese Frage ist eine andere: welches war der deutsche Name für Herkules? wer war Irmin? Zeuß⁴⁾ entscheidet sich für Donar, Grimm schwankt, ist aber mehr gegen diese Annahme,⁵⁾ Simrock⁶⁾ dagegen versichert sie entschieden. Stellen wir uns auch auf diesen Standpunkt, dann erklärt sich die Säulenform von selbst; sie paßt zu dem Charakter des Gottes, dem das Denkmal geweiht war. Man darf nicht einwenden, daß diese Säulen doch zu wenig großartig seien. Solange ein Volk aus Findlingen seine Denk-

1) Germania cap. 34.

2) Vergl. Grimm, a. a. D. I. S. 91 ff.

3) Ebenda. S. 302.

4) Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme. S. 25.

5) Grimm, a. a. D. S. 302.

6) Simrock, a. a. D. S. 262.

mäler errichtet, ist es eben von dem Materiale abhängig, und sowol die Auffindung wie Aufrichtung dieser mächtigen Steine wird Mühe genug erfordert haben. In den Dörfern baut man keine Dome.

Noch etwas anderes läßt sich für die Vermutung, daß wir hier ein Donardenkmal vor uns haben, anführen, seine Richtung. Widukind's Angabe, daß das Denkmal „dem Orte nach der Sonne“ geheiligt gewesen, ist lediglich auf die Stellung zur Burg (Schildungen) gegründet (ante orientalem portam), nicht auf die Richtung des Denkmals an sich, die ja auch — namentlich bei einer Säule — indifferent war. Die Richtung unseres Denkmals ist durch die Steine genau bestimmt und zwar gegen Südwesten, gegen den Donnerbrink. Donar ist der über Wolken und Regen gebietende Gott, der Gott des Gewitters, der den Boden zum fruchtbaren Saatgrunde bereitet, die Früchte segnet und seine Blitze gegen die dem Menschengeschlechte feindlichen Riesen richtet. Er wohnt im Südwesten, von wo aus er die Gewitter entsendet. In Vermland pflegt der gemeine Mann die südwestliche Himmelsgegend „Donnerhöhle“ (Thörs hála) zu nennen.¹⁾ Sind wir hier nicht ganz auf dem Irrwege, so müssen wir den großen Stein der ersten Gruppe als Opferstein betrachten, auf dem der Priester dem Donar die Gaben darbrachte, mit dem Gesichte gegen Südwesten gewandt, wo der Gott in dem gewaltigen uralten Markwalde auf dem Donnerbrink thronend gedacht wurde.

Man sieht aus dieser Darlegung, daß die allerdings recht kümmerlichen Merkmale sehr gut zu einander stimmen und die Ansicht von dem Charakter des Denkmals wol annehmbar erscheinen lassen. Auch die am Rande des Hügels aufgefundenen Urnen geben zu keinem begründeten Zweifel Veranlassung. Denn es ist ein durchaus falsches Verfahren,

¹⁾ Grimm, a. a. D. S. 142.

ein Denkmal deshalb ohne weiteres als Hünengrab hinzustellen, weil bei ihm sich Urnen und dergleichen Sachen finden.¹⁾ Wissen wir ja doch, daß man gerade heilige Orte und Opferstätten als Ruhestätten — vielleicht nur für Männer von hervorragender Bedeutung — auswählte. Auch Plätze, die allgemein als Opferstätten anerkannt sind, erweisen sich zugleich als Grabstätten, das Eine schließt das Andere eben nicht aus. Das Christentum behielt die heidnische Sitte einfach bei und legte den Begräbnisplatz um die Kirche und stattete ihn mit all den Rechten und Freiheiten aus, die der heidnische gehabt hatte.

Einiger erklärender Worte bedarf noch der Name „Hölle“. Es ist schon vorhin bemerkt, daß wir ihn nicht ohne weiteres mythologisch deuten dürfen. Es gab niederdeutsch wie oberdeutsch zwei Wörter hol (Neutr.) und hola (Fem.) neben einander, die lautlich mit „Höhle“ sich decken, dem Begriffe nach aber umfassender sind, entsprechend dem Verbum (ver)hehlen, mit dem sie desselben Stammes sind. Sie bedeuten nicht bloß Höhle, sondern auch allgemein Versteck, Unterschlupf, Zufluchtsort; ja noch im Mittelniederdeutschen wird hol geradezu für Festung gebraucht.²⁾ In Glandorf heißt noch jetzt eine Gegend, in der nach der Sage die letzten Heiden, — de göen Hönken, d. h. die guten Hunen, werden sie genannt und vertreten die Stelle der Wichtelmännchen — gehaust haben sollen, Hönkenhuol, wobei an unseren Begriff Höhle bei dem Charakter der Gegend nicht zu denken ist.

¹⁾ Unter Anderen hat Müller z. B. für die Bedeutung des Karlsteines eine solche Schlußfolgerung gemacht. Vorchristliche Denkmäler der Landdrosteibezirke Lüneburg und Osnabrück. S. 26.

²⁾ Vergl. Schiller-Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch s. v. hol. Nach dem im osnabrückischen Dialekte herrschenden Lautgesetze ist hol zu huol, hole zu hüelle geworden.

Oben haben wir bereits zu anderem Zwecke auf die nordische Bezeichnung des Südwestens als Thorshåle = des Donars Höhle hingewiesen; man könnte nun namentlich im Hinblick auf den engverbundenen Donnerbrink an diese spezielle Bedeutung unserer Höhle denken, allein es erscheint dies vielleicht zu gewagt und dürfte eine allgemeinere Auffassung annehmbarer erscheinen. Es ist aus der Geschichte bekannt, daß die Deutschen sich oft vor den drohenden Angriffen der Feinde mit Weib und Habe in die Urwälder zurückgezogen; letztere werden sie dort auch dann in der Regel in Sicherheit gebracht haben, wenn sie sich selbst dem Feinde entgegenstellten. Es ist nicht recht einleuchtend, daß sie an der ersten besten Stelle in den Urwald hineindrangen, was dieser auch nicht gestattete, sondern man wird besondere Zufluchtsstätten gehabt haben, die zu einem längeren Aufenthalt geeignet, zugleich ein Eindringen des Feindes unmöglich machten.¹⁾ Und als eine solche Zufluchtsstätte dürfte unsere „Hole“ anzusehen sein. Ihre ganze Beschaffenheit wenigstens läßt diese Ansicht annehmbar erscheinen. Hinter sich den gewaltigen Markenwald, der nicht nur eine Gau- sondern auch eine Stammesgrenze bildete, hatten sich die Flüchtlinge nur nach Norden, der kultivirten Seite zu, zu schützen, und hier hatte die Natur Alles gethan, um jede Verfolgung unmöglich zu machen; weite Sümpfe, von Bächen durchschnitten, gestatteten keinen anderen Zugang, als auf Schleichwegen. Daß hier in der That einmal eine kriegerische Aktion stattfand, das bezeugen die unten zu besprechenden Wälle, die den Stempel der Kunst deutlich genug an sich tragen.

Von der Natur schon zur Festung geschaffen, stand die Gegend auch noch unter dem Schutze des Gottes und wurde

¹⁾ Bei den Galliern war es wenigstens so. Vergl. Caesar, Bell. Gall. II, 29. V, 32.

dadurch als Zufluchtsstätte im Kriege doppelt geeignet. Donar ist ein Freund der Menschen, ein Gott der Bauern, ja der Knechte, während Wodan die Fürsten zum Kriege reizt, die Saaten schädigt und den Segen des Landbaues durch zerstörende Kriegsgewalt verdrängt. In allen vier Elementen offenbart er seine schützende Macht: nicht bloß gegen die Winterriesen schleudert er seine Blitze, auch die Dämonen der Gluthitze, die durch Wolkenbrüche zerstörend wirken, zerspaltet sein Strahl: den Gewittern selbst, von denen sein Wesen ausgegangen war, wehrt er die verderbliche Wirkung und bannt sie in wohlthätige Schranken. Als Gott der Ehe, die sein Hammer weicht, legt er den Grund zu einem sittlich geordneten Leben; als Gott des Eigentums, das sein Hammerwurf begränzen und feststellen hilft, entwickelt er den Staat aus der Familie; als Gott der Brücken, der die Bergströme zähmt, verbindet er die Stämme und befördert er den Verkehr, ja indem er unter den Helden und Königen solche zu seinen Lieblingen wählt, welche Länder nicht sowol mit dem Schwert als mit dem Pflug erobern, weil sie Wälder ausrotten und Ansiedlungen in bisheran dem Anbau unzugängliche Erdstriche führen, beschließt dieser Gott der Kultur die mythische Zeit.¹⁾

Was ist natürlicher, als daß man in der Nähe eines solchen Gottes bei Kriegszeiten den sichersten Schutz zu finden glaubte, oder vielmehr ihm die Gegenden weihte und dort ihm seinen Altar errichtete, wo man sicheren Schutz in den Nöten des Krieges fand, daß also „Donnerbrink“ und „Hole“ in einander überfließen?

Daß die alten Germanen auch an abgelegenen Orten Kultusstätten hatten, ist nicht zu bezweifeln. Die Varusschlacht fand bekanntlich an einer solchen Stelle statt und Tacitus berichtet ausdrücklich, daß, als Germanikus später

¹⁾ Einrock, a. a. D. S. 228 f.

das Schlachtfeld besuchte, in den benachbarten Hainen heidnische Altäre gesehen wurden.¹⁾ Für eine gesicherte Lage mancher derselben spricht auch der altgermanische Name des Heiligtums: gotisch *alhs*, altsächsisch *alah*, der mit dem lateinischen *arx* identisch ist und wol kaum der hölzernen Einfriedigung²⁾ seinen Ursprung verdanken dürfte. An solchen Orten war es natürlich schwer, an Stelle des heidnischen Heiligtums ein christliches zu erbauen und man wird, wo in der Gegend mehrere Heiligtümer sich befanden — was wol überall der Fall war — sich das geeignetste zur Christianisierung ausgewählt haben, so daß sich gerade die abgelegenen erhalten hätten. An unserem Orte war die Erbauung einer christlichen Kirche einfach unmöglich, und man mag daher das benachbarte Remsede gewählt haben, dessen Name, wie bemerkt ist, auf eine Kultusstätte des Wodan deuten könnte.

Hiermit sei die mythologische Untersuchung abgeschlossen. Mag auch der Versuch, aus den übrig gebliebenen Resten das alte Gebäude wieder zu errichten, gewagt sein, so dürfte derselbe doch bei der Lage der Sache seine Entschuldigung finden; man wird das wenigstens zugeben können, daß sich in dieser Weise die vorhandenen Fragmente wol zusammen gefügt haben; wirr durch einander liegend würden sie dem Leser wol weniger verständlich und interessant geblieben sein.

Es wurde bereits hervorgehoben, daß sich am südlichen Abhange Urnengräber feststellen ließen; ob sich dieselben weiterhin nach Süden erstreckten, muß unentschieden bleiben, da die Kultur das Terrain umgestaltet haben kann. Wahr-

1) *Lucis propinquis barbarae arae, apud quas tribunos ac primorum ordinum centuriones mactaverant.* Annal. I. cap. 61.

2) Ausdrücke, wie *fana idolorum cum septis* finden sich oft. Vergl. Grimm a. a. O. I. S. 66. Die Bezeichnung *castrum* für einen Tempel dürfte indes stets ein hölzernes oder steinernes Gebäude andeuten.

scheinlich ist es gerade nicht; auch nach Südwesten hin finden sich in den Hügeln keine Urnen mehr.

Der Heidenkirchhof.

Es ist augenscheinlich, daß der Einschnitt in der Hügelkette, in dem jetzt das Rötterhaus steht, ursprünglich und von der Natur geschaffen ist. Es spricht hierfür das allmähliche Aufsteigen des Hügels auf der anderen Seite des Hauses. Er ist niedriger als der eben besprochene, erstreckt sich aber über ein weiteres Gebiet, sowol der Länge wie der Breite nach. Auf der nördlichen Ecke des jetzt noch nicht urbar gemachten Theiles lagen ehemals in Kreisform 16 Findlinge, die aber kleiner waren als die vorhin beschriebenen. Bis auf einen sind sie jetzt verschwunden. An dieser Stelle haben, was Heringhaus noch selbst mit angesehen hat, vor etwa 50 Jahren Herren aus Münster nachgegraben; es ließ sich dies auch noch deutlich erkennen. Ob sie etwas gefunden, war ihm unbekannt, aber einige Tage nachher hatte sein Rötter an jener Stelle einen silbernen Ring gefunden, den der Regen losgespült hatte. Derselbe wäre an einer Stelle abgeplattet und so groß gewesen, daß ein Erwachsener drei Finger hätte hineinstecken können: „Er müsse wol einem Riesen gehört haben.“ Da Buchstaben auf dem Ringe gestanden, die sie nicht hätten lesen können, hätte der Rötter den Ring zum damaligen Pastor Köpke in Glane gebracht. Des Näheren erinnerte er sich nicht mehr. Erkundigungen bei der Tochter des verstorbenen Rötters ergaben, daß sie den Ring nicht mehr besaß; ihrer Erinnerung nach hätte der — auch längst verstorbene — Pastor ihn behalten. Die von uns an dieser Stelle vorgenommenen Nachgrabungen blieben vollständig erfolglos. Freilich waren stets an dem Orte viel Plaggen geschaufelt, eine Strecke war früher auch einmal schon urbar gewesen. Daß man hier indes eine alte Begräbnisstätte vor sich hat, das beweisen die sich vielfach auf der

Bodenfläche noch zeigenden, allerdings minimal kleinen Scherben von Thongefäßen.

Das Totenfeld vor dem Heringhauser Hofe.

Die Karte zeigt, daß die soeben besprochenen Hügel von einem anderen Höhenzuge, dem sogen. Siebkenhof, der auf Heringhausen's Hof zuschießt, durch ein jetzt ca. 160 Meter breites sumpfiges Wiesenterrain, getrennt sind. Dasselbe ist ehemals, bevor die Kultur sich der Vergrößerung der Wiesenfläche zugewendet hatte, viel schmaler gewesen. Die höchste Erhebung dieses Höhenzuges beträgt 3,80 Meter. Auf der Ostseite begränzt den Siebkenhof ein Bach, dessen alter Lauf auf der Karte durch punktirte Linien angedeutet ist. Bei der Verlegung dieses Baches wurde die dadurch abgeschnittene Höhe abgetragen und zur Wiese gezogen. Dieser Melioration fiel eine Art Wallburg zum Opfer, welche eine Länge von ca. 25 Meter und eine Breite von ca. 15 Meter hatte. Da sich noch jetzt das Gras an dieser Stelle durch besseres Wachstum auszeichnet, so finden obige Maßangaben, welche auf Mitteilung von Heringhaus beruhen, auch in den thatsächlichen Verhältnissen eine Stütze. Der innere Raum lag ungefähr auf der gleichen Höhe wie die jetzige Wiese, war also in das Hügelterrain eingeschnitten. Die Wälle, welche sie auf drei Seiten umgaben, reichten damals, als Heringhaus die Abgrabung vornahm, noch ca. 2 Meter über die Sohle der Innenfläche empor. Die äußere Böschung war sehr flach, die innere sehr steil. Am Fuß der inneren Böschung entlang lief ein Wassergraben, welcher mit dem Bach, der die vierte Seite begränzte, in Verbindung stand.

An der Westseite dieser Wallburg stieß man auf eine Reihe von größeren und kleineren mit Asche gefüllten Urnen, die aber beim Herausnehmen leider sämtlich zerbrochen sind. Die noch vorhandenen Bruchstücke sind zumeist roh geformt. Mehrere dieser Urnen waren indes mit Verzierungen ver-

sehen, wie dies die auf Tafel IV. unter Fig. 4 a und b gegebenen Abbildungen von Scherbenstücken beweisen, welche bei den von uns vorgenommenen Nachgrabungen zu Tage gekommen sind. Einer dieser Urnen gehörte der Henkelgriff an, welcher auf Tafel V. unter Figur 9 dargestellt ist. Die genannten mit Verzierungen versehenen Scherben besitzen eine rote Farbe und eine nur geringe Dicke; die Scherben der unverzierten Urnen sind wesentlich stärker; sie sind zum Teil ganz grau, zum Teil zeigen sie im Äußern eine rote Oberfläche. Mehrere Urnen waren mit einem Plattensteine, wie er beim Dorfe Laer im Felde gebrochen wird, oben zugedeckt; sie hatten sämtlich Beigaben (Tafel V.): ein einschneidiges Schlachtmesser (Fig. 1) von 34 cm Gesamtlänge (der Griff ist 12 cm lang); eine mit einem Loch für den Schaft versehene Lanzenspize (Fig. 2), deren Länge, obgleich dieselbe gekrümmt und nicht mehr vollständig erhalten ist, noch 24 cm beträgt. Ferner außer dem Teil einer Pferdetränse (Fig. 8) eine vollständig erhaltene (Fig. 3). Dieselbe besteht aus einem größeren Gliede von 11 cm Länge und einem kürzeren von 9,4 cm. Sodann ein 3 cm breiter Eisenhammer (Fig. 5), von dem ein Stück abgebrochen und der daher nur noch 12 cm lang ist, während er nach Maßgabe der ganz erhaltenen einen Hälfte ursprünglich 14 cm lang gewesen sein wird. Endlich außer verschiedenen unbestimmbaren Eisenstücken (Fig. 7) ein Steinhammer (Fig. 6) aus Granit von 13,5 cm Länge.

Diejenigen Urnen, die nicht mit einem Laerschen Steine gedeckt waren, sollen mit rohen Eisenstücken umlegt und ohne Beigaben gewesen sein. Die Sache wird sich folgendermaßen verhalten: die Eisenstücke sind nämlich Rasenerz, welches sich nach Angabe von Heringhaus dort in der Gegend nicht findet,¹⁾ und

¹⁾ In dem benachbarten Glandorf ist es jedoch sehr häufig. Vergl. zur Sache: Ingvald Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa, in der Übersetzung von S. Westorf, (Hamburg 1882) S. 469.

dieses Rasenerz hat den ohnehin schon sehr gefräßigen Boden kräftig in der Vernichtung der eisernen Beigaben unterstützt. Wir selbst haben noch eine derartige (fast ganz vernichtete) Urne ausgegraben und unter dem Haufen Rasenerz ein Stück Schmiedeeisen gefunden, dessen Charakter ganz unkenntlich ist. Auf solche Kleinigkeiten haben die Arbeiter natürlich nicht geachtet. Daß eine große Menge von Urnen damals ausgegraben ist, beweisen die noch jetzt zahlreich am Bachufer liegenden Scherben, von denen wir nach 30 Jahren ohne Mühe mehrere Handvoll sammeln konnten. Das Terrain westlich von dem neuen Bachlaufe hat zum Teil durch die bei Herstellung der Wiese erfolgte Bodenbewegung eine beträchtliche Erhöhung erfahren: eine weitere Untersuchung ist damals nicht erfolgt. Jetzt ist es mit einem jungen Kieferschlage bedeckt, der ein weiteres Nachgraben verbietet. Allein ein Einschnitt in das jenseitige Bachufer förderte ein Grab zu Tage, welches außer einem unkenntlichen Eisengeräte noch einen Wegstein von 12 cm Länge, 3 cm Breite und 1 cm Dicke (Taf. IV. Fig. 5) enthielt. Die zertrümmerte) Urne hatte zwischen zwei Kieselsteinen gestanden, auf denen ein dritter ruhte. Unmittelbar daneben lag eine 13 $\frac{1}{2}$ cm lange, 11 cm breite und 1 cm dicke Steinplatte (Taf. IV. Fig. 4), die wol den Deckel der Urne gebildet hat. Die Gräber erstrecken sich hiernach also westlich in den Kieferschlag hinein, und da die eben erwähnte mit Eisenerz umgebene Urne mehrere hundert Schritte nördlich der Hauptfundstelle sich befand, so dürfen wir auf einen ziemlich bedeutenden Umfang des Grabfeldes schließen.

Höchst eigentümlich ist ein anderer Fund, auf den man beim Wiesenbau stieß. An dem Abhange des Urnenhügels, dem Bache zu, fand man ca. 1 $\frac{1}{4}$ m unterhalb der Oberfläche vier Herdstellen, die so gebildet waren, daß drei Ziegelsteine auf der Langkante stehend einen flach gelegten vierten umgaben (Taf. VI. Fig. 3), wobei die Öffnung

aller vier Herde nach Norden gerichtet war. Unter sich bildeten sie ein Quadrat von $1\frac{1}{4}$ Meter (Seite). Der Boden jedes Herdes war mit Asche bedeckt, und die dem Innern zugekehrten Flächen der Steine zeigten starke Brandspuren. Nach der Beschreibung von Heringhaus waren diese Ziegelsteine länger, breiter und fester, aber dünner gewesen, als die jetzt dort gebackenen vom sogen. kleinen Format, mit denen er sie verglichen hätte. Er hatte sie leider nicht bewahrt, glaubte auch nicht, daß er sie überhaupt mitgenommen habe, was uns Veranlassung zu Nachforschungen gab, welche bei der Einsamkeit der Gegend uns nicht hoffnungslos erschienen. Dieselben blieben denn auch nicht unbelohnt, wir fanden in der Umgegend mehrere Bruchstücke, von denen eines uns nur an einer Borderseite ein wenig verletzt erschien, starke Brandspuren trug und uns mit der Beschreibung übereinzustimmen dünkte. Das Gutachten von Heringhaus lautete zustimmend, nur meinte er, seiner Vorstellung und Erinnerung nach müsse an der Länge mehr fehlen als wir annahmen. Auf diesen Punkt kommen wir unten zurück.

Zu südwestlicher Richtung von dieser Fundstätte befinden sich in dem Terrain zwei wallartige Erhebungen, welche ihrer Lage und Form nach auf der Karte (Taf. II.) angegeben sind. Augenscheinlich haben zu ihrer Herstellung Natur und Menschenhand zusammengewirkt; der südliche weist nämlich eine Aufschüttung von 1,20m auf, und zwar ist es dieselbe Erde, welche die zwischen beiden Wällen befindliche Thalsole zeigt. Südlich davon scheint ein runder Hügel der Aussicht wegen abgeplattet zu sein, wenigstens liegt der hier sonst tiefer lagernde sogenannte Orboden ganz an der Oberfläche. Haben diese Wälle einem kriegerischen Zwecke gedient, so wird sich der Feind in der Gegend der Teufelssteine befunden haben.

Kurz erwähnt mag hier noch werden, daß sich am Ostende dieses Hügelzuges unmittelbar vor dem Hofe Hering-

haus eine Wiese befindet, die ehemals einen mit einem ca. 4 m breiten Graben umgebenen Platz bildete, auf dem Mauerreste bloßgelegt sind. Wir haben hier indes keine Untersuchungen angestellt, da mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß hier früher ein mittelalterlicher Speicher gestanden hat, wie sie in dieser Anlage hier zu Lande üblich waren. Auf das Mittelalter weist auch ein dort im Boden gefundenes Schloß. Derselben Zeit gehört auch wol eine Pfahlstellung an, die beim Umlegen des Baches vor dem Hofe bloßgelegt worden und noch jetzt sichtbar ist.

Die übrigen Urnengräber des Ganes Sunderberge.

Aus dem Charakter der dem Heringhauser Grabfelde entstammenden Fundstücke scheint sich zu ergeben, daß dort nur Männer bestattet sind; die Fundstücke zweier anderer Grabstellen weisen dagegen nur auf weibliche, beziehungsweise sehr jugendliche Personen hin. Der eine dieser Plätze liegt in der Nähe des Kolonen Dölfen in Westerwiede (Laer) auf einem als „Vor dem Benne“ bezeichneten Hügel. Derselbe war ehemals von bedeutenderem Umfange, ist aber jetzt fast ganz abgetragen, da der weiße Sand in Laer ein gesuchter Gegenstand ist. Noch im vorigen Jahre hatte ein Knecht dort bei einer Urne einen goldenen Ring gefunden, den er indes sofort verkauft hatte, und dessen Verbleib trotz aller von uns aufgewandten Mühe nicht mehr zu ermitteln war. Als wir zu dem Hügel kamen, sahen wir gleich eine beim Sandgraben angestochene Urne, die eine große Menge von Knochenresten umgaben,¹⁾ aber ganz zertrümmert war. Es erwies sich überhaupt als unmöglich, hier unversehrt Urnen an den Tag zu bringen. Zum Teil hat das wol in dem

¹⁾ Die Knochen in diesem Hügel sind durchweg schlecht verbrannt, sodaß einzelne sich noch als Teile bestimmter Gliedmaßen (Schädel, Oberarm) erkennen ließen.

Eisengehalt des Bodens seinen Grund, welcher die schlecht gebrannten Gefäße stark angreift, zum Teil auch wol darin, daß die Wurzeln der Fichten dieselben bereits in der Erde gespalten haben. Wir haben Urnen rund umher bloßgelegt, wobei sich herausstellte, daß sie bereits völlig zersplissen waren, eine Thatsache, die kaum auf einen anderen Grund zurückgehen kann. Sechs Urnen haben wir an dieser Stelle untersucht: wir fanden Reste von allerdings wenig bedeutenden bronzenen Schmucksachen, eine Bernsteinperle von 3 cm Durchmesser (Taf. IV. Fig. 7), in deren Loche sich der Rest einer goldenen Kette befand, und eine Glasflußperle. Eine auf Tafel VII. Fig. 3 abgebildete sehr kleine Urne, welche wol die Reste eines Kindes enthielt, war mit einem auf Tafel IV. Fig. 6 dargestellten 8¹/₂ cm langen Feuersteinmesser (?) belegt.¹⁾

Westlich von diesem Hügel, nahe bei Dölkens Mühle, befindet sich — oder richtiger befand sich, denn er ist bis auf den äußersten Rand verschwunden — ebenfalls ein Hügel, in dem sehr viele Urnen gefunden sind. Eine derselben war von Frau Dölken aufbewahrt worden; dieselbe war zwar in Scherben, aber wenigstens soweit erhalten, daß die auf Tafel VII. Fig. 4 dargestellte Abbildung mit Maßangaben gewonnen werden konnte. Es ist eine rohe Arbeit, der Thon zeigt im Innern eine graue, außen eine rote Färbung. Diese Urne war ebenso wie die übrigen hier gefundenen mit Knochenresten gefüllt, doch wollte man keine Beigaben bemerkt haben.

Weiter nach Westen hinauf zwischen Laer-Loh und Lohmeyer liegt ein Hügel, welcher eine starke Kiesbank enthält, und deshalb vor vielen Jahren zur Ausbesserung der Landstraße ausgebeutet ist. Bei dieser Gelegenheit war man angeblich auf Urnen gestoßen. Erfundigungen beim alten Kolon

¹⁾ Lindenschmit weist die Beigaben dieser Gräber in die merowingische Zeit.

Wiemann auf dem Donnerbrink, der unter der hannoverschen Regierung Wegeaufseher war, bestätigten das. „Die Urnen wären im Kreise aufgestellt gewesen und hätten schwarzgraue Asche — daß es Leichenasche gewesen, wollte er nicht glauben — enthalten. Die Arbeiter hätten dabei zwei goldene Ringe und „vull grön Tüg“ (offenbar bronzene Schmucksachen) gefunden. Er selbst sei dabei gewesen; die Arbeiter hätten die beiden Ringe an einen Goldschmied in Osnabrück verkauft. Wir haben Grabungen dort nicht veranstaltet.

Das Gerücht über die von uns vorgenommenen Nachgrabungen verbreitete sich begreiflicherweise bald in der Gegend; es hatte dies zur Folge, daß uns mehrfach Mitteilungen über Funde aus alter und neuerer Zeit gemacht wurden. So erfuhren wir, daß der Kolon Stockhoff in Winkelsetten (Laer), hart an der Grenze von Hardensetten, beim Ausgraben von Streusand auf ein brunnenartiges Gemäuer gestoßen sei, welches hohl geklungen habe, an dessen Öffnung er aber damals durch den Quellenreichtum des Bodens verhindert worden sei, obwol er eine große Menge flacher Laerscher Steine bereits ausgegraben gehabt hätte. Der trockene Sommer des vorigen Jahres versprach uns mehr Glück, und es gelang uns wirklich ein wenn auch nur kleineres Grab aufzufinden, dessen Form festgestellt werden konnte und auf Tafel VII. Fig. 1 u. 2 dargestellt ist. Eine genauere Untersuchung des Inhalts war uns aber wegen des stark eindringenden Wassers unmöglich. Daß aber in der Mitte des Raumes, in welchem viele Steine lagen, eine Urne gestanden, bewies die Scherbe einer solchen, welche wir in dem Schlamme fanden. Stockhoff gab an, daß er in dem weißen Sande recht oft „Pannenschäöre“ fände, die wol kaum etwas anders als Urnenscherben sein werden. Sein Nachbar, der Kolon Steinbrink, der eine unter seinem Acker sich hinziehende Kiesschicht ausbeutet, hat zwischen dieser und dem Mutterboden oft größere Knochen gefunden, die er

für Überreste von Mahlzeiten der Riesen hielt.¹⁾ Derselben Art wie beim Kolonen Stockhoff scheinen auch jene Gräber zu sein, von denen der Kolon Höpfe in Laer eines auf seinem Acker im Nordosten des Dorfes Laer anlässlich der Verköpplung in den siebziger Jahren entdeckte. Nach seiner Beschreibung war es dreieckig²⁾ aus kantigen Laerischen Steinen gebaut. Er hatte ein Schwert und ein Pferdegebiß — beides aus Eisen — darin gefunden, aber beim Neubau seines Hauses waren ihm beide Stücke verloren gegangen. Auch hier sind von uns Nachgrabungen nicht angestellt worden.³⁾

Der Kolon Austrup in Sentrup hat bei der Drainirung eines Ackers an der Chaussee von Glane nach Hilter eine Menge reichverzierter Urnen gefunden, die mit einer dünnen aus Thon gebackenen Platte belegt gewesen waren. Es ist nichts mehr davon vorhanden. An derselben Stelle hatte er damals auch Münzen gefunden; die beiden noch vorhandenen waren indes Osnabrücker Scheidemünzen aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, und offenbar mit dem Dünger dorthin verschleppt worden.

Es ist schon oben beiläufig bemerkt, daß es eine in der Gegend gang und gäbe Ansicht ist, die Urnengräber reichten vom Kolonen Große Wechselmann in Nemsede bis zum Lengericher Bahnhofe. Das wird cum grano salis verstanden wol zutreffen. An dem Wege von Heringhaus nach Große Wechselmann liegen wenigstens eine Reihe von Grabhügeln, die indes schon früher angebrochen worden sind und uns daher zunächst nicht gereizt haben.

1) Es ist jetzt Sorge dafür getragen, daß alle derartigen Funde aufbewahrt werden.

2) Dies ist wol ein leicht erklärlicher Irrtum; auch wir hielten das Grab bei Stockhoff anfänglich für dreieckig.

3) Die zuletzt erwähnten Gräber befinden sich in urbarem Boden, wodurch Nachgrabungen sehr erschwert sind.

Nach der anderen Seite hin haben wir das Vorkommen von Urnengräbern bis tief in die Gemeinde Lienen hinein verfolgt. So ist auf dem Gute Schulte Uffelage in Aldrup (Lienen) eine jetzt ebenfalls verschwundene Urne gefunden worden. Herr Kriege in Lienen erzählte uns, daß man vor Jahren auch an der Windmühle zwischen Lienen und Lengerich Urnen gefunden habe, und ebenso haben vor etwa 20 Jahren einige Glandorfer Bürger beim Colonen Austrup in Holzhausen (Lienen) Urnen gegraben.

Die Grabhügel auf dem Gute Schulte Uffelage (Gemeinde Lienen).

Wir erwähnten vorher einer auf dem Gute Schulte Uffelage gefundene Urne. Auf diesem in der Bauerschaft Aldrup, Gemeinde Lienen, belegenen Gute befinden sich vier außerordentlich gut erhaltene freisrunde Grabhügel. Wir haben dieselben ihrer Lage und Gestalt nach auf Tafel VIII. in einer Weise zur Darstellung gebracht, welche eine eingehendere Beschreibung als überflüssig erscheinen lassen dürfte. Die Hügel erstrecken sich genau in der Richtung von Ost nach West. Vor etwa 40 Jahren hatte man bei dem östlichsten derselben mit dem Abtragen begonnen und war bei dieser Gelegenheit die erwähnte Urne gefunden worden. Man hatte die Arbeit darauf eingestellt. Bei Nachgrabungen, welche von uns, allerdings nicht in weitgehendem Umfange, bei demselben Hügel vorgenommen wurden, ist nichts Bemerkenswerthes zu Tage getreten. Die anderen Hügel haben wir unangetastet gelassen: sie sind unverfehrt und verdienen für die Zukunft unverfehrt erhalten zu werden. Während der zweite und dritte Hügel einander so nahe gerückt sind, daß ihre Böschungen in einander schneiden, zeichnet sich der vierte, am meisten nach Westen vorgeschobene Hügel (e) durch eine doppelte Ringwall-Anlage aus. Der größte Durchmesser des äußersten Ringwalles beträgt ca. 42 Meter, die Oberkante

der Ringwalle liegt um $\frac{1}{2}$ Meter über Terrain, der innere Hügel, dessen Kuppe einen Durchmesser von ca. 9 Meter hat, erhebt sich dagegen zu einer Höhe von ca. 1,50 Meter. Die Witterungseinflüsse wie die Bloßlegung der Oberfläche beim Plaggen-schaufeln haben im Laufe der Jahrhunderte zusammengewirkt, um das Hohe zu erniedrigen, das Niedrige zu erhöhen; aber noch immer ist der Lauf der Wälle und Gräben mit größter Deutlichkeit zu verfolgen. Auf ihrem Plateau zeigen alle vier Hügel eine Einsenkung von ca. 5 Meter Durchmesser und $\frac{1}{2}$ Meter Tiefe. Die zwischen den Hügeln a und c befindliche Ausschachtung b hat einen Durchmesser von 16 Meter bei einer Tiefe von 0,75 Meter; hier liegt, da jede andere Erklärung dafür fehlt, die Mutmaßung nahe, daß hierher der zum Aufschütten des Hügels erforderlich gewesene Boden zum Teil entnommen worden ist.

Die Sorgfalt, welche der Besitzer den Grabhügeln zuwendet, läßt die Erhaltung der Anlage als gesichert erscheinen.

Der Bronzefund am Hüggel in Hagen.¹⁾

Hagen ist ein osnabrückisches Dorf, das etwa in der Mitte zwischen Osnabrück, Tecklenburg und Iburg liegt. Dort hatten vor Jahren Knaben, welche an einem Sonntag Nachmittage in eine natürliche Berghöhle gekrochen waren, in dieser eine Menge von Bronzesachen gefunden. Zum Teil hat man sie als Zierrate z. B. als Stockrücken verwendet; eine große flache Schale (Opferschale?) hat man zum Deckel

¹⁾ Hagen gehörte zwar schon zum Gaue Threowithi und dieser Fund dürfte daher streng genommen hier nicht besprochen werden. Wenn dies gleichwol geschieht, so hoffen wir für dieses Vergehen auf Nachsicht; denn auf einen Aufsatz, in den er gehörte, ist wol vorläufig nicht zu rechnen. Übrigens sollen in Hagen auch Urnengräber gefunden werden.

auf einen Kessel, in dem das Kuhfutter gekocht wird, umgearbeitet; nur ein Gegenstand, der zu nichts anderem brauchbar war, ein sogenannter Kelt von besonderer Schönheit war in die Hände des Herrn Dr. Kappelhoff in Burg gelangt und befindet sich jetzt im Besitze des Herrn Dr. Müller (Mat am bischöfl. Konsistorium zu Hildesheim), der ihn uns zur Abbildung (auf Tafel IV. Fig. 8) übersandt hat. Die Länge des Keltes beträgt $12\frac{1}{2}$ cm.

Die Öfen in der Laerer Mark.

Dieser Abschnitt ist bis hierher aufgespart, weil sein Inhalt zum guten Teile ohne jede Analogie dasteht und es sogar zweifelhaft sein kann, ob er durchweg sich auf die vorhistorische Zeit bezieht.

Als wir eines Morgens von Laer zu den Teufelssteinen gingen, trafen wir den Kolonen Dünne-meier, mit dem wir ein Gespräch anknüpften. Sein Hof liegt nicht weit südlich von den Teufelssteinen am linken Ufer der Glane und gehört nach Westerwiede (Laer). Er erzählte uns, daß er vor einigen Jahren einen Hügel vor seinem Hofe abgetragen habe, und bei dieser Gelegenheit auch Waffen zu Tage gekommen seien, unter andern ein Speer und ein Pferdegebiß, auch die Knochen eines ganzen Pferdes samt seiner Ausrüstung. Die Gegenstände habe er einem Osnabrücker Herrn gegeben. Untersucht habe er nicht viel, denn das Winterwetter sei so kalt gewesen, daß sie sich warm hätten arbeiten müssen. Nur ein eigentümlicher Ofen, der sich in der Erde gefunden, sei deshalb etwas näher untersucht worden, weil der Abbruch wegen einer darüber gewachsenen dicken Eiche nur langsam hätte vor sich gehen können. Auf das Mauerwerk war er etwa in Tiefe von 1 Meter unter der Erdoberfläche gestoßen; bei dem weiteren Bloßlegen desselben wurde festgestellt, daß dasselbe einen Kreis bildete, dessen innerer Durchmesser etwa 2 m betrug; die Wandung hatte eine Stärke von ca. $\frac{1}{2}$ m

und eine Höhe von ca. 1 m. Eine auf der Ostseite angebrachte Öffnung gestattete den Eintritt in den Innenraum. Während zur Herstellung der Wandungen nur Bruchstein verwendet war, war der Fußboden, auf welchem eine dünne Schicht von Holzkohlen lag, in Bruchstein- und Ziegelsteinmauerwerk ausgeführt.

Wir erhielten zugleich noch von ihm eine eiserne 6 cm lange Pfeilspitze, (Taf. IV. Fig. 2) und ein eisernes $10\frac{1}{2}$ cm langes, einem Hufmesser ähnliches Instrument (Taf. IV. Fig. 1), die er mit anderen indes inzwischen verlorenen Gegenständen an anderer Stelle, südlich von seinem Hofe, gefunden hatte. Unserer Bitte, doch nach den Ziegelsteinen zu suchen, die in dem Bodenbelage des Ostens gefunden waren — er hatte alle Steine wieder zu einem Bachhäuschen verwandt — versprach er zu erfüllen. Zwei Tage später hatten wir denn auch ein ganz unversehrtes Exemplar. Unter dessen hatten wir aber selbst einen Fund gemacht, der uns allen Zweifel an der Richtigkeit der Schilderung, die uns Dünnemeier von seinem „Ofen“ gemacht hatte, benehmen mußte: wir hatten selbst einen solchen gefunden.

In der Verlängerung des Hügels, auf dem die Teufelssteine lagen, jetzt durch einen Wall und einen neueren Weg von diesem getrennt (vergl. den Lageplan Taf. II.) fanden sich in einer kleinen Terrainenkung auf der Oberfläche einige zertrümmerte rundliche sog. Kleisteine, wie jene, welche den Urnen an den Teufelssteinen als Decksteine gedient hatten. Es erweckte dies bei uns die Mutmaßung, daß sich hier ebenfalls Urnengräber befänden. Statt auf solche stießen wir indeß beim Graben sofort auf eine feste Steinmasse, die sich im weiteren Verlaufe der Arbeit als ein eingestürzter „Ofen“ nach Art des Dünnemeierschen entpuppte. Derselbe ist dargestellt auf Taf. VI. Fig. 1 und 2. Der Durchmesser beträgt im Lichten 2,30 m. Die Stärke der Wand, welche aus Laerschen Steinen hergestellt ist, beträgt

0,50 m; der Eingang ist 1,00 m tief, die Wandstärke desselben beträgt 0,25 m. Der Boden des Einganges ist mit drei flachen Laerschen Steinen bedeckt, der Innenraum hat dagegen keinen Bodenbelag. Eine 14 cm dicke Schicht von Holzkohlen liegt unmittelbar auf dem gewachsenen Boden. Das Mauerwerk zeigt dieselbe Zusammensetzung wie der Mauerrest an den Teufelssteinen: Bruchsteine, von denen unter der Einwirkung der Hitze die stark kalkhaltigen zu Kalk gebrannt sind und ein lehmiges Bindematerial, welches an den dem Feuer ausgesetzten Stellen zu einer backsteinartigen Masse gebacken ist. Der ganze Innenraum war mit Steinen und Mauerresten bedeckt, welche durch den allmählichen Zusammensturz der oberen Teile der Mauer sich aufgehäuft hatten; im Laufe der Zeit hat sich eine Humusschicht über das Ganze gelagert und nur die Terraineinsenkung und einige Steine waren dem Auge sichtbar geblieben als einzige Spuren der alten Anlage. Nach Vollendung der Aufdeckungsarbeiten holten wir den Kolonen Dünnemeier zur Besichtigung herbei; derselbe erklärte, die Anlage des Ofens sei ganz dieselbe, wie die des von ihm gefundenen; doch habe bei diesem der Eingang sich im Osten befunden — hier liegt er an der Nordseite — und sei der Boden durchweg mit Steinen belegt gewesen. Auch sei sein Ofen weit besser erhalten gewesen, die Steine hätten viel weniger Feuer gehabt; die Kohlenschicht auf dem Boden sei ungleich dünner gewesen: alles lediglich Zeugnisse dafür, daß der von ihm gefundene Ofen nicht so lange oder so stark im Gebrauch gewesen sein wird. Welchem Zwecke dienten nun diese Ofen? Diese Frage getrauen wir uns nicht zu beantworten. Der Gedanke an eine primitive Kalkbrennerei lag nahe, derselbe wurde aber von den ortsangewohnten Bewohnern als unmöglich erklärt. Auch ist nicht einzusehen, weshalb man das schwere Steinmaterial erst von Laer weit in diese unwegsame Einöde, schleppen sollte, um es dann gebrannt wieder zurückzuholen,

denn in der Nähe war es gar nicht zu verwenden. Auch würden sich dann in der Nähe Kalksteinreste gefunden haben. Die Bauernhäuser erforderten in früherer Zeit keinen Mörtel, sie wurden aus Holz, Lehm und Stroh hergestellt. Sowol Heringhaus wie Dünneleier haben ihre alten Häuser abgebrochen, ohne ein ursprüngliches Mauerwerk zu finden, und beides waren Häuser größerer Bauern. Der Ofen liegt außerdem auf altem Markengrunde, auf welchem dem Privatmanne kein Recht zu einer solchen Anlage zustand. Sodann ist noch Folgendes zu beachten. Wir erwähnten, daß ebenso wie die Mauer an den Teufelssteinen auch die Wandungen des Ofens zum Teil aus Steinen hergestellt sind, welche im Feuer zu Kalk gebrannt sind. Der Umstand nun, daß man solche Steine an Mauerteilen angewandt hat, welche einem starken Feuer ausgesetzt waren, weist darauf hin, daß die Erbauer keine Kenntnis davon hatten, daß die Steine im Feuer zu Kalk brennen und zerfallen würden, daß ihnen also wahrscheinlich der Kalk, seine Eigenschaften und Verwendung etwas Unbekanntes waren. Sollten die Öfen mit der Leichenverbrennung in Zusammenhang stehen? Die unmittelbare Nähe von Grabstellen führt auf diesen Gedanken hin, obwol ein weiterer Anhaltspunkt nicht vorhanden ist. Knochenüberreste haben sich wenigstens in der Asche nicht gefunden. Über die Leichenverbrennung ist viel zu wenig bekannt, um eine sicher begründete Ansicht aussprechen zu können; Vorrichtungen irgend welcher Art werden aber an den gemeinsamen Begräbnisplätzen doch wol vorhanden gewesen sein; denn auf jeweilig frisch errichteten Scheiterhaufen eine oder gar wie hier eine Reihe von Leichen derartig zu Asche zu brennen, daß nur geringfügige oder gar keine Knochenreste übrig bleiben, dürfte denn doch leichter gesagt als gethan sein.¹⁾

¹⁾ Es scheint diese Sache überhaupt noch nicht hinreichend aufgeklärt zu sein. Die Annahme, daß man durch Abkochen oder Abschneiden zu-

Wir müssen vorläufig auf eine endgiltige Lösung verzichten. Vielleicht bringt sie ein glücklicher Zufall. Zu beachten bleibt erstens, daß der Ofen in Material und Ausführung genau dem des Mauerrestes an den Teufelssteinen gleicht, daß ferner beide Öfen in unmittelbarer Nähe von Leichenfeldern sich befinden und drittens, daß der Dünnemeiersche Ofen auch einige Ziegelsteine enthielt, die vielleicht beide Öfen einer bestimmten Zeit zuzuweisen im Stande sind.

Das Ziegelsteingrab in Ofenfelde.

Es ist vorhin bemerkt worden, daß Dünnemeier uns mit einem gut erhaltenen Ziegelstein aus seinem Ofen überraschte: eine Überraschung auch deshalb, weil der Stein in Form und Material genau übereinstimmt mit dem, welchen Heringhaus als den Herden angehörig bezeichnet hatte; beide Funde gehören demnach wol derselben Zeit an. Der Stein ist $26\frac{1}{2}$ cm lang, 13 cm breit und $4\frac{1}{2}$ cm bis 5 cm dick. Unsere erste Sorge war nun, die Ziegelsteine älterer und neuerer Zeit in der Gegend kennen zu lernen. Der Betrieb einer regelrechten Ziegelei in diesem Gau reicht etwa 50 Jahre zurück, aber gelegentlich betriebene Feldbrände sind schon früher bekannt gewesen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sind Ziegelsteine im Kloster Iburg verwendet worden. Auch zu dem Heringhauser Gebäude, welches wir als mittelalterlichen Speicher hingestellt haben, sind zum Teil Ziegelsteine verwendet; aber sie sind von ganz anderer Gestalt und Bearbeitung, namentlich viel dicker. Von besonderer Dicke¹⁾ sind auch einige auf dem Dünnemeierschen Gute

nächst das Fleisch beseitigt habe, empfiehlt sich; dies Verfahren dürfte indes einer jüngeren Periode angehören. Vergl. übrigens Hofmann im Archiv für Anthropologie Bd. VIII. S. 288 und Eckert ebenda Bd. X. S. 144 ff.

¹⁾ Die Breite beträgt 14 cm, die Dicke stark 7 cm. Die Länge ist nicht

gefundenen (mittelalterliche?) Ziegelsteine. Hingegen ist beim Abbruch der Kirchen in Glane und Laer (13. Jahrh.), der in den 70 er Jahren stattfand, kein Ziegel vorgefunden worden.

Ziegel müssen in dieser Gegend überhaupt auffallen. Zum Bau der Wohn- und Wirtschaftsgebäude brauchte man keine Steine, und wo man ihrer bedurfte, da bot sich der natürliche Stein in unmittelbarer Nähe sowol in Iburg wie in Laer. Für die leichte und bequeme Gewinnung des Laer'schen Steines spricht der Umstand, daß wir ihn schon bei den Urnengräbern und den Öfen verwendet fanden. Ein ausgedehnter Gebrauch ist deshalb auch selbst in den letzten Jahrhunderten von dem Ziegelstein hier nicht gemacht worden. Indes gelang es uns doch, eine Sammlung der verschiedensten Steine meist aus dem vorigen und der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zusammen zu bringen; aber keiner stimmte auch nur annähernd überein mit den Herdsteinen von Heringhaus und den Öfensteinen von Dünne-meier. Unterdessen erfuhren wir durch Herrn Dr. Kappelhoff in Iburg, daß seiner Erinnerung nach der Kolon Vogelsang in Ostensfelde (Glane) vor Jahren ein gemauertes Grab gefunden habe, in welchem Urnen enthalten gewesen sein. Wir begaben uns deshalb an Ort und Stelle und erfuhren von Vogelsang Folgendes:

Vor etwa 20 Jahren habe er auf der anderen Seite

festzustellen, da weder Dünne-meier noch wir ein ganz unbeschädigtes Exemplar gefunden haben. Sie wurden auf einem Platze gefunden, auf dem ehemals vier uralte hohle Linden standen.

Der Platz ist mit Holzasche bedeckt. Da in Folge dessen die Pflagen dort sehr gut wachsen, werden sie oft geschaufelt, sodaß die Steine ehemals gewiß mehrere Fuß tief im Boden gesteckt haben. Diesem Platze gegenüber auf der anderen Seite des Weges steht junger Birken-schlag, bei dessen Anpflanzung Dünne-meier auf Mauerreste gestoßen ist, die er für das Fundament eines Heiligenhäuschens gehalten, von dessen Dasein aber keine Erinnerung vorhanden ist.

der Landstraße,¹⁾ ungefähr seinem Hofe gegenüber, auf einem Rampe, den man Heedoft (Haidhorst? Heidenhorst?) nenne, und wo es nach dem Volksglauben spuke, ein Stück Waldung ausgerodet, dabei sei er auf einen ebenfalls mit Schlagholz bewachsenen Hügel gestoßen, in dem sich ein aus Ziegelsteinen gebautes Gewölbe gefunden habe. In der Hoffnung hier einen vermauerten Schatz zu finden, sei er mit der Deffnung auf das Vorsichtigste zu Werke gegangen. Aber statt des Schatzes hätten nur drei Urnen in dem Gewölbe gestanden und sonst gar nichts. Zwei von gleicher Größe hätten neben einander, eine dritte kleinere davor gestanden, alle drei hätten nur Asche ohne eine sonstige Beigabe enthalten und seien mit einer Thonplatte zugedeckt gewesen.

Die Zeichnung des Grabes auf Tafel IX. ist nach den Angaben Vogelsangs angefertigt, für die Länge war ein sicherer Anhaltspunkt dadurch gegeben, daß Vogelsang sich in das Grab hineingelegt hatte, was aber nur durch Neigung des Kopfes möglich geworden war.

Der Boden des Grabes war aus Laerschen Steinen hergestellt, alles andere aus Ziegelsteinen, deren Zahl ungefähr 300 betragen habe. Der Mörtel sei aber schlecht gewesen, sodaß der ganze Abbruch mit der Schaufel hätte bewerkstelligt werden können. Vogelsang hatte vermutet auf den Ziegelsteinen die Namen der dort Beigesetzten zu finden und sie deshalb unter der Pumpe mit einem Faßbesen Stück für Stück gereinigt — indes ohne einen Buchstaben zu finden.

Die Urnen haben keine Kinder als Spielzeug verbraucht; die 300 Steine hatte er wieder vermauert. Leider konnte weder er noch der Maurer, der auch beim Abbruch des Grabes mitgewirkt hatte, sich der Stelle ihrer Wiederverwendung erinnern; es ist auf dem Hofe seit jener Zeit viel gebaut

¹⁾ Es ist dies der alte am Gebirge entlang laufende Landweg; derselbe ist jetzt mit einem Steinschlage bedeckt.

und fast alles Mauerwerk nach dortiger Sitte verputzt, sodaß die Steine nicht sichtbar sind. Die Beschreibung stimmte indes genau mit der von Heringhaus und Dünne-meier gegebenen überein. Um nach Möglichkeit sicher zu gehen brachten wir später eine Reihe verschiedener Ziegel zu Vogelshang, aus der er den ähnlichsten heraussuchen sollte: er griff ohne Weiteres nach den Dünne-meier'schen Ziegel und sagte: „das ist ganz derselbe Stein, ich habe 300 davon abgewaschen und kenne sie.“

E r g e b n i s s e.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, auf Grund dieser Funde Schlüsse allgemeiner Natur für die Altertums-wissenschaft zu ziehen. Wir glauben zwar, die einschlägige Litteratur, soviel uns möglich war, zu Rate gezogen zu haben, allein wichtiger als sie ist hier die Erfahrung und ein gutes Museum — und beides fehlt uns. Wir haben uns daher gerne darauf beschränkt, das, was wir ermittelt, ohne Rücksicht auf andere Funde durch Wort und Bild möglichst sorgfältig darzustellen, um so den berufenen Forschern vielleicht einige brauchbare Steine zum Ausbau der Altertums-wissenschaft darzubieten. Ein naheliegender Schluß aber ist der: daß der südliche Abhang des Teutoburger Waldes bereits in früher Zeit kultivirt gewesen ist und eine verhältnismäßig nicht unbedeutende Bevölkerung gehabt hat, was bei der schon von Norbert gerühmten Fruchtbarkeit des Bodens nicht zu verwundern ist.

Eine etwas eingehendere Erörterung verlangen indes die Ziegelsteine, die wol den interessantesten Teil des Fundes ausmachen. Wir waren hier ganz auf die Aussagen der Finder angewiesen. Ihre Glaubwürdigkeit steht zunächst außer allem Zweifel; alle drei sind in der Gegend und uns persönlich als durchaus ehrenwerte Männer bekannt, die über-

dies nicht das allermindeste Interesse daran hatten, uns irre zu führen; keinen Pfennig haben sie von uns genommen und nur Nachtheil gehabt. Man war auch darüber im Unklaren, was wir eigentlich wollten: Siegener Steingut, mittelalterliche Münzen, Kisten, Schnitzwerk brachte man uns oder ersuchte uns, es zu ansehen; gerade das, was wir für wichtig hielten, darauf legten sie gar kein Gewicht. Außerdem mußte Heringhaus von dem Funde Dünneheimers nichts, und beide nichts von dem Vogelhangs, obwohl derselbe damals gleich in Zburg bekannt geworden war, woselbst wir ja auch über ihn erfuhren. Dieser aber war nicht im Vorborgenen gemacht, es lebten noch mehrere Augenzeugen.

Abhängliche Täuschung war hier von vornherein ausgeschlossen und unmöglich; es kann sich nur darum handeln, ob die Steine an allen drei Stellen derselben Art waren, und in dem einen vollständig erhaltenen Exemplare eine Probe davon vorliegt. Hier ist ein Irrtum immerhin denkbar, aber auch nicht wahrscheinlich. Denn die Übereinstimmung des Urteils dreier Personen, von denen keiner das des anderen und unseren Zweck kannte, spricht gegen einen solchen. Es ist dabei auch ferner zu beachten, daß das nicht überladene Gedächtnis eines Bauern das, was es einmal aufgenommen, zähe festhält, zumal wenn es sich um solche Gegenstände des täglichen Lebens handelt. War doch allen Dreien bei ihrem Funde, dessen theoretische Wichtigkeit sie nicht ahnten, der praktische Wunsch aufgestiegen und lebendig geblieben: gäbe es doch jetzt noch solche Ziegelsteine! Unseres Erachtens kann man daher unbedenklich den Aussagen der Finder Glauben schenken.

Aber auch wer das nicht will, kann doch die Thatsache nicht in Zweifel ziehen, daß hier ein Ziegelsteingrab mit Urnen gefunden ist, hier in dieser steinreichen Gegend also bereits zur Zeit des Leichenbrandes Ziegel gebaden sind. Das ist eine Thatsache von besonderer Wichtigkeit, zu deren

Erklärung nur zwei Wege offen stehen: entweder haben die heidnischen Sachsen schon Ziegel gebrannt oder aber diese rühren von einem fremden Volke, von den Römern, her. Die erste Annahme widerspricht Allem, was uns über den damaligen Kulturzustand der Sachsen bekannt ist und kann ernstlich erst dann in Betracht gezogen werden, wenn analoge Funde gemacht sind, deren sächsische Herkunft unantastbar ist. Somit bliebe nur die Annahme, daß die Ziegel römischen Ursprungs sind und damit zusammenhängend die weitere Annahme, daß sich hier in der Gegend irgendwo ein Standort der Römer befunden habe; denn ein bloßer Durchzug schließt die Herstellung von Ziegeln doch wol aus. Nach dem Plaze möchten wir wol nicht lange zu suchen haben, das alte castrum Zburg¹⁾ würde die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben. Vielleicht möchte eine sorgfältige Durchforschung der Grundmauern der Abtei Zburg und der Reste der alten Umfassungsmauern noch zu weiteren Resultaten führen.

Die bei Heringhaus und Dünne-meier gefundenen Ziegel brauchen indes keineswegs von den Römern selbst dorthin gebracht sein; nach ihrem Abzuge werden die Sachsen ihren Nachlaß wol zu verwerten verstanden haben. Vielleicht haben sie sich sogar die römische Technik angeeignet und eine Zeit lang selbst geübt, auf keinen Fall aber kommt man um die Annahme römischen Einflusses herum. Denkbar ist es indes wol, daß auf dem Heringhauser Totenfelde sich auch noch andere Ereignisse abgespielt haben, und die Opferstätte an den Teufelssteinen wie die Urnengräber mit den Ziegelsteinherden in keiner zeitlichen Verbindung stehen.

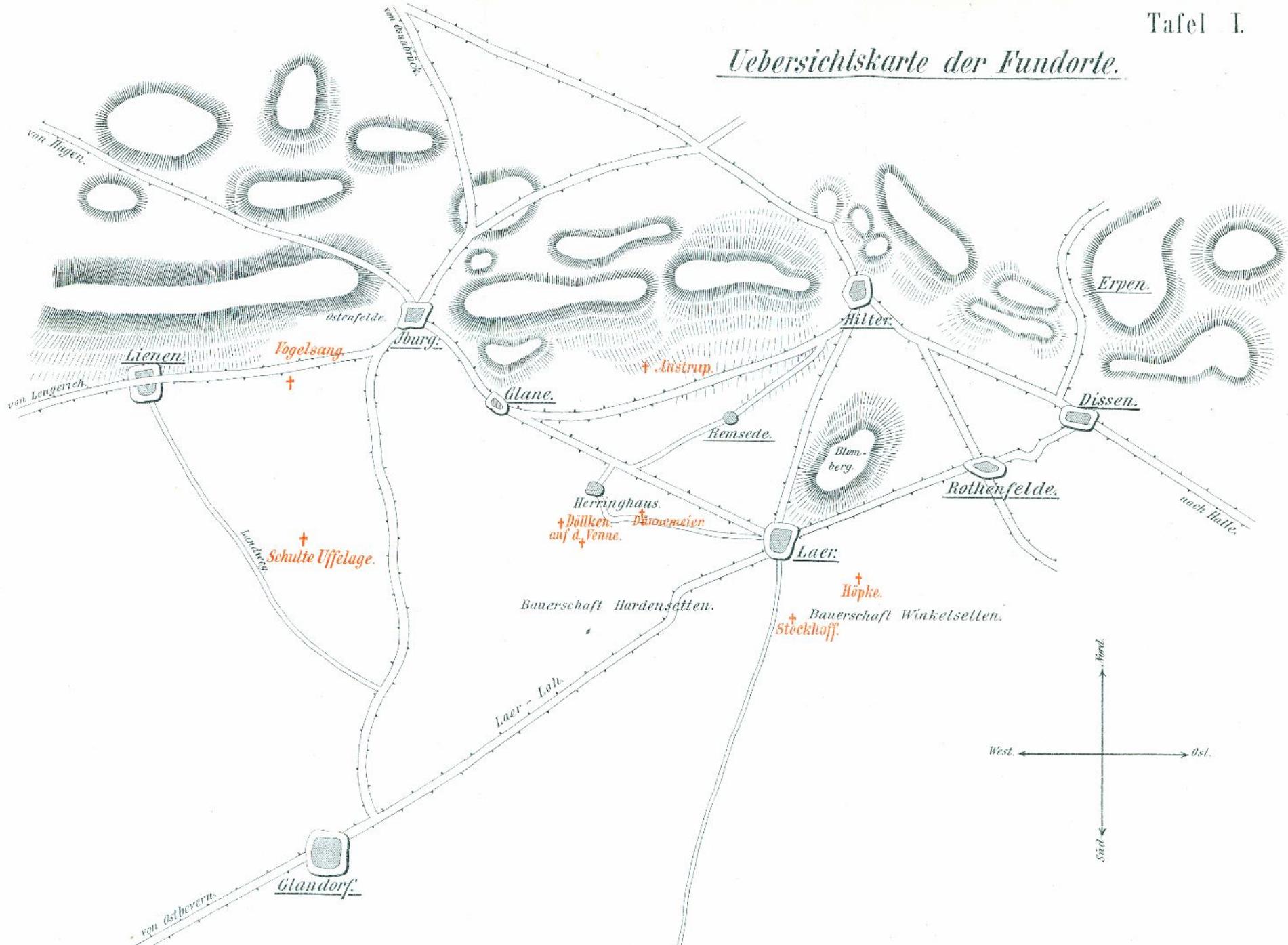
¹⁾ „Vielleicht auch hatten die Römer in der Gegend von Zburg oder in der Nähe ein Kastell, und da dieses von den Aufständischen bedroht war, so mußte es rasch entsetzt werden und der Feldherr (Varus) hoffte vielleicht noch rechtzeitig hinzugelangen, ehe es von den Feinden eingeschlossen war.“ Knoke a. a. D. S. 115.

Daß die Römer in dieser Gegend Handel betrieben haben, scheint durch die Bronzegegenstände, die doch keine einheimische Arbeit sind, außer Frage zu stehen. Soweit bekannt, ist indes nur eine, schon von Mommsen verzeichnete, römische Münze, und zwar am Fuße des Urberges gefunden worden. Aber es hat hier in der Gegend auch nie ein Sammler existirt; die Münzen sind deshalb, falls solche gefunden sind, mit den Ringen und anderen Schmuckstücken in die Werkstätten der Dsnabrücker Goldschmiede gewandert. Auch von dem, was in diesem Aufsätze besprochen ist, würde schwerlich eine Kunde in weitere Kreise gedrungen sein, wenn nicht ein Zufall zu den Untersuchungen, deren Ergebnisse hier dargelegt sind, die Veranlassung gegeben hätte.

Schneider nimmt eine Frankenstraße den Teutoburger Wald entlang laufend an; aber schon die Lage der Bauernhäuser scheint dafür zu sprechen, daß der Weg älter und ursprünglich ist. Das Ziegelsteingrab lag fast unmittelbar an diesem Wege, und die Vorliebe der Römer, ihre Gräber an den Wegen zu errichten, ist bekannt. Doch wir wollen uns keinen Vermutungen überlassen, zu deren Begründung der Umfang unserer Untersuchung nicht ausreicht. Wir sind zufrieden, wenn unsere Arbeit mit dem Anfange nicht auch den Schluß dieser Untersuchung bildet, und sie in einem weiteren Rahmen in Angriff genommen wird, als es uns möglich war.¹⁾

¹⁾ Herr Prof. Dr. Lindenschmit, Direktor des röm. und germ. Centralmuseums in Mainz sprechen wir für seine wohlthollende Beihilfe unsern herzlichsten Dank aus.

Uebersichtskarte der Fundorte.

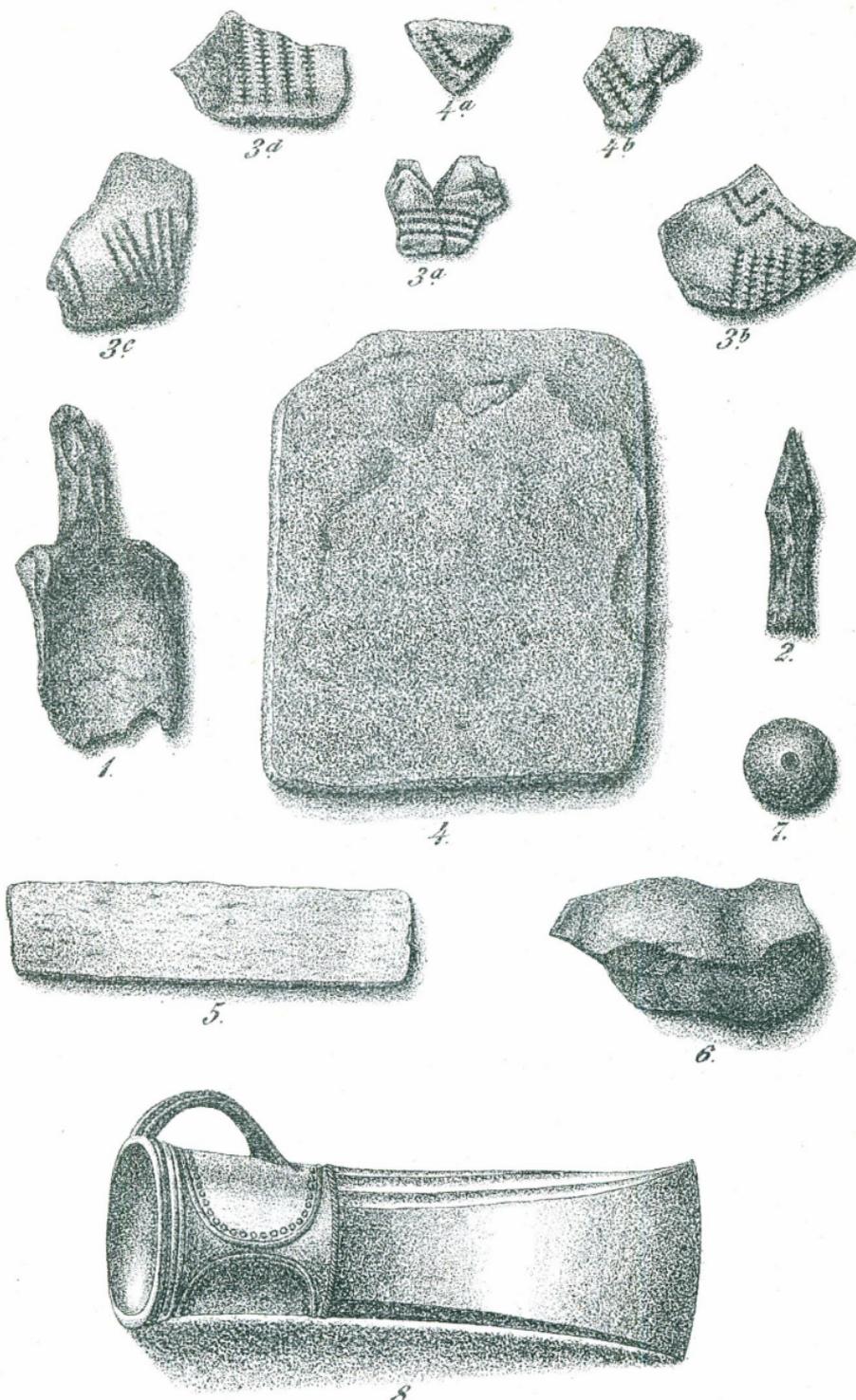




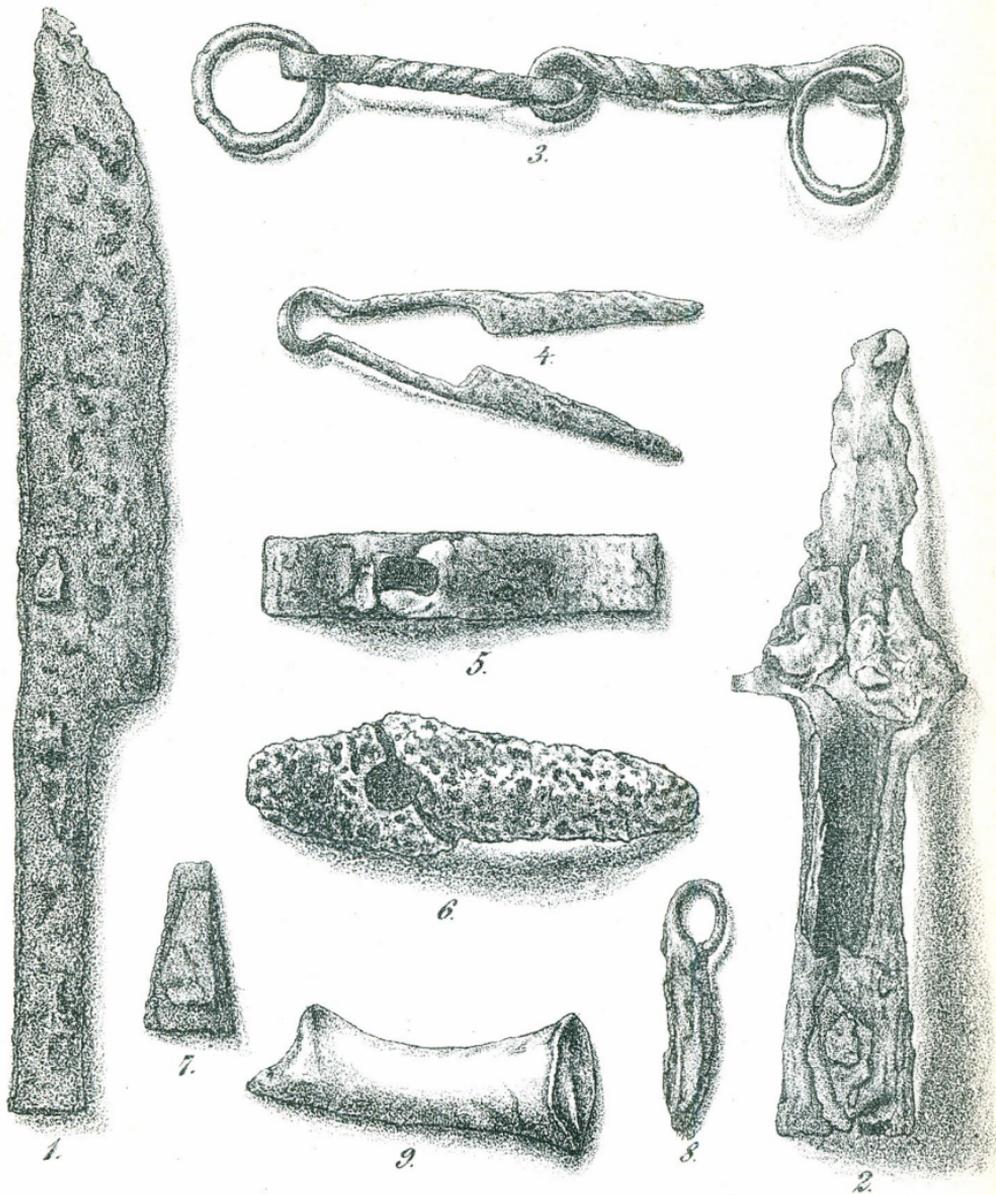
Die Teufelsteine.

Quelle: Westfälische Zeitschrift 46, 1888 / Internet-Portal "Westfälische Geschichte"

URL: <http://www.westfaelische-zeitschrift.lwl.org>



Fundstücke.

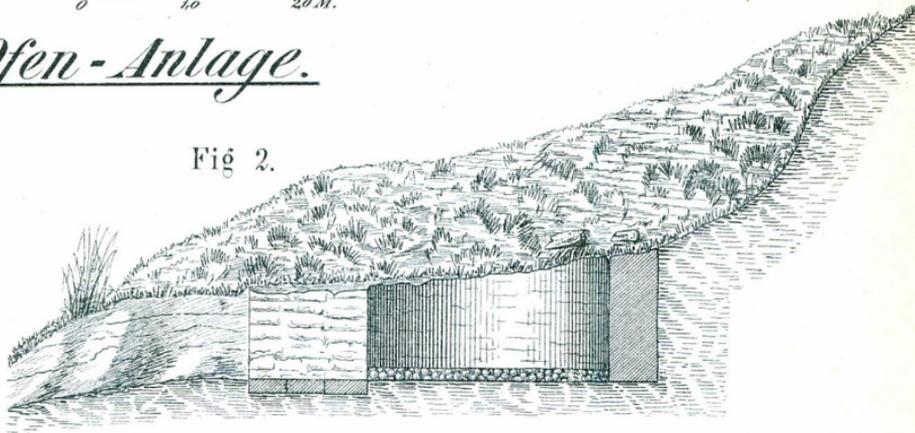


Fundstücke.

10 5 0 10 20 M.

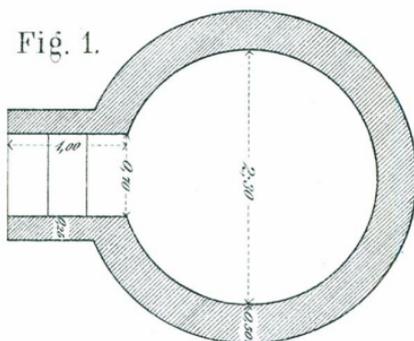
Ofen - Anlage.

Fig. 2.



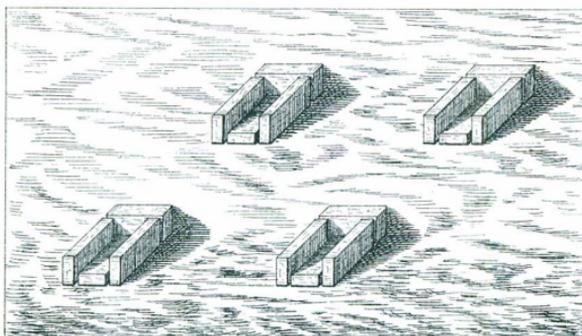
Längenschnitt.

Fig. 1.

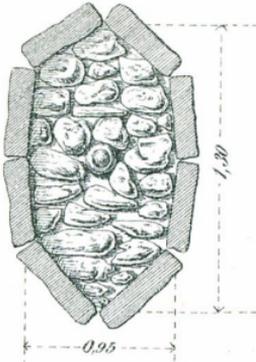


Grundriss.

Fig. 3.

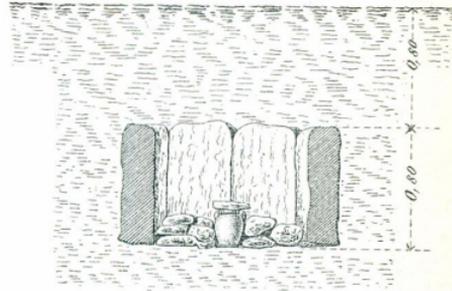


Heerdanlage bei Herringhaus.



Grundriss.

Fig. 1.



Querschnitt

Fig. 2.



Grab zu Winkelsetten.

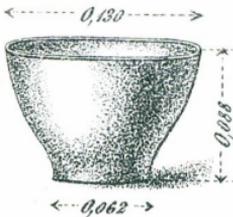


Fig. 3.

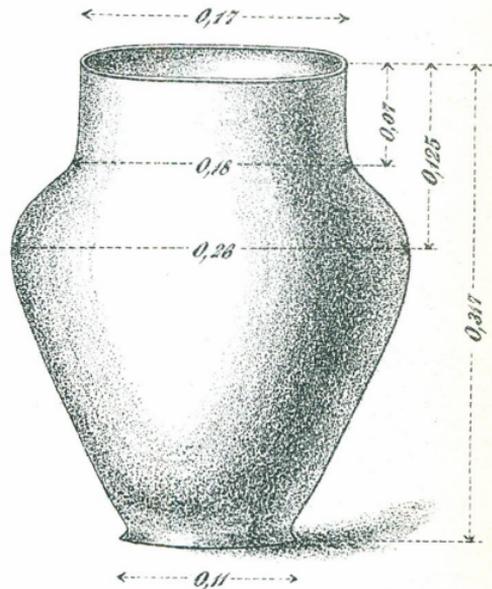


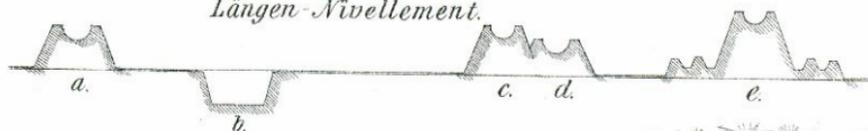
Fig. 4.

Urnen.

Schnitt durch den Hügel e. Maßstab 1:200.

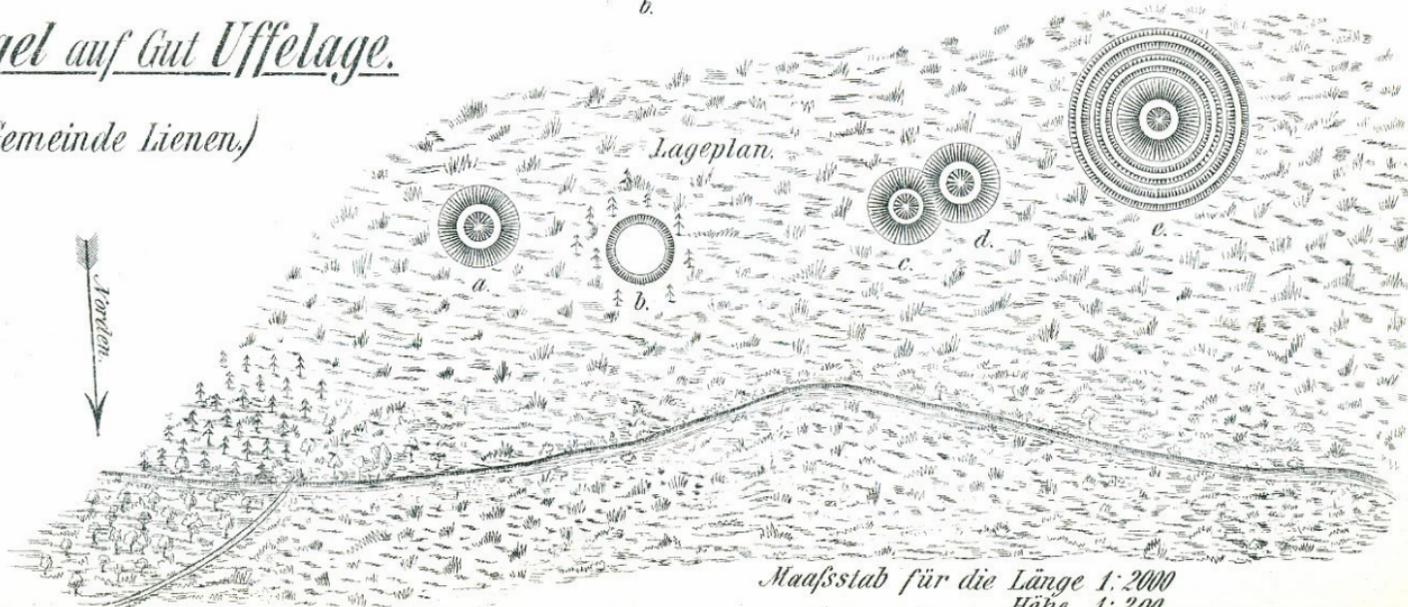


Längen-Nivellement.

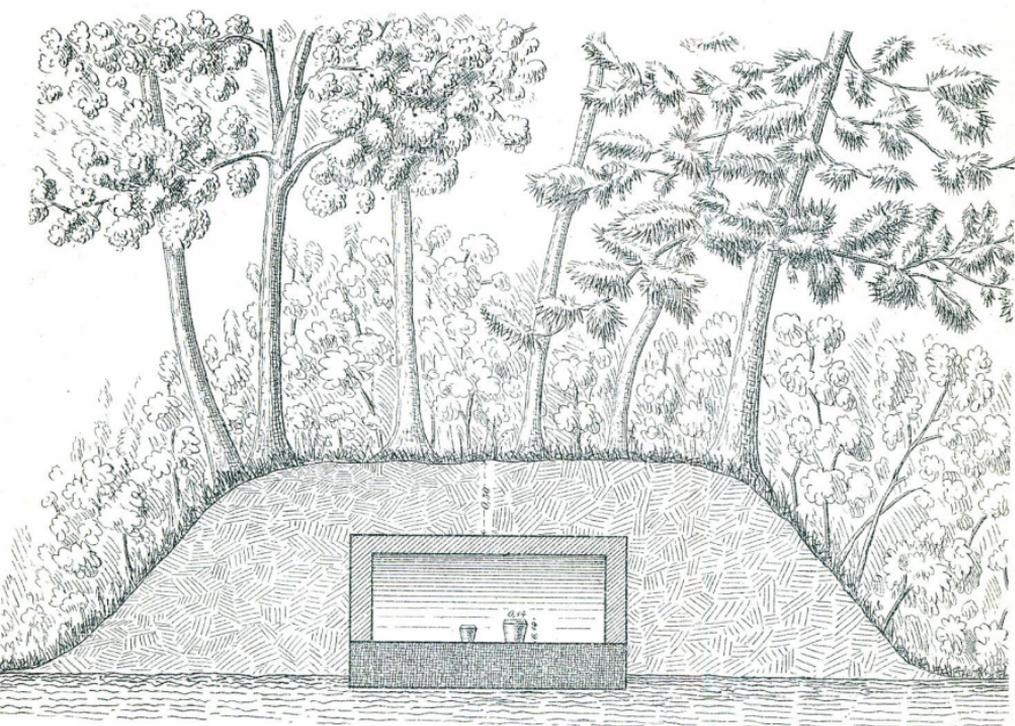


Grabhügel auf Gut Uffelage.

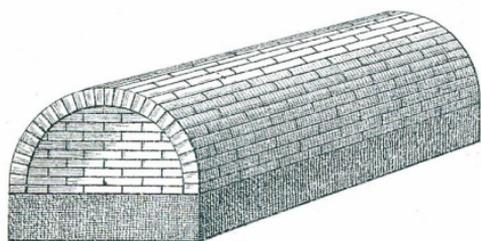
(Gemeinde Lienen.)



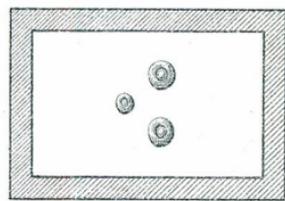
Maßstab für die Länge 1:2000
Höhe 1:200



Längenschnitt.



Ansicht.



← 1,90 →
Grundriss.



Grab auf Gut Vogelsang.